

**Kordula Schnegg, Julia Tschuggnall,  
Caroline Voithofer und Manfred Auer (Hg.)**

**Inter- und multidisziplinäre  
Perspektiven der  
Geschlechterforschung**

**Innsbrucker Gender Lectures IV**

*innsbruck university press*







Kordula Schnegg, Julia Tschuggnall,  
Caroline Voithofer und Manfred Auer (Hg.)

**Inter- und multidisziplinäre  
Perspektiven der  
Geschlechterforschung**  
Innsbrucker Gender Lectures IV

Kordula Schnegg

Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik, Universität Innsbruck

Julia Tschuggnall

Forschungsplattform Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck, Universität Innsbruck

Caroline Voithofer

Institut für Zivilrecht, Universität Innsbruck

Manfred Auer

Institut für Organisation und Lernen, Universität Innsbruck

Gedruckt mit Unterstützung der Forschungsplattform Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck.

© *innsbruck* university press, 2022

Universität Innsbruck

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten.

Layout: Carmen Drolshagen

[www.uibk.ac.at/iup](http://www.uibk.ac.at/iup)

ISBN 978-3-99106-067-3

# Inhalt

---

Kordula Schnegg, Julia Tschuggnall, Caroline Voithofer, Manfred Auer: Einleitung .....	7
Gundula Ludwig: Geschlechterpolitiken und Geschlechterforschung in krisenhaften Zeiten .....	13
Michelle Cottier: Ein Recht der Elternschaft jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit... ..	39
Leonhard Dobusch: Schöne Neue Digitale Organisationswelt: Offen für Diversität oder Exklusion durch Offenheit? .....	57
Ilona Horwath: Algorithmen, KI und soziale Diskriminierung .....	71
Claudia Opitz-Belakhal: Feminismus, Geschlechterdebatten und die Zukunft der Geschlechtergeschichte .....	103
Elisabeth T. Sandler: LGBTQ+ Inclusion at Universities: Testimonies and Recommendations from the 'Out at Cambridge' Study .....	119
Verzeichnis der Autor*innen .....	153



# Einleitung

Kordula Schnegg, Julia Tschuggnall, Caroline Voithofer und Manfred Auer

---

Die hier vorliegende Publikation bildet den vierten Band der Innsbrucker Gender Lectures (IGL).<sup>1</sup> Die Herausgeber\*innen wollen damit die Idee der ersten drei Bände aufgreifen und die Vorträge der Reihe einer breiten und interessierten Öffentlichkeit in Buchformat sowie online open access zur Verfügung stellen.

Die IGL verstehen sich als Diskussionsforum, das es den Mitgliedern des Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck (CGI) an der Universität Innsbruck und Genderforscher\*innen aus dem In- und Ausland ermöglicht, brisante Themen in den Blick zu nehmen, unter geschlechterkritischer Perspektive zu diskutieren und sich über theoretische Grundlagen der inter- und multidisziplinären Geschlechterforschung auszutauschen. Zentral ist der Beitrag der IGL auch für die Internationalisierung der Geschlechterforschung an der Universität Innsbruck.<sup>2</sup> Darüber hinaus bieten die IGL „einem interessierten Publikum Einblick in die geschlechterkritische Forschung unterschiedlicher Disziplinen“<sup>3</sup>.

Das Format der IGL, das einen Vortrag sowie einen Kommentar mit moderierter Diskussion vorsieht, ist mittlerweile zu einem langjährigen Erfolgsformat des Austausches geworden, was 2009, als die erste IGL stattfand, wohl noch niemand so vor-

---

1 Eibl/Jarosch/Schneider/Steinsiek (Hg.) 2012 (Band I), Appelt/Gatt/Jarosch/Kogler (Hg.) 2013 (Band II), Appelt/Grabner-Niel/Jarosch/Ralser (Hg.) 2015 (Band III)

2 <https://www.uibk.ac.at/geschlechterforschung/veranstaltungen/innsbruckergenderlectures/> (abgerufen: 23.02.2022)

3 Eibl/Jarosch/Schneider/Steinsiek (Hg.) 2012: 11

hersehen konnte.<sup>4</sup> Das Sommersemester 2022 wird jedenfalls mit der 70. IGL starten! Als Herausgeber\*innen dieses Bandes freuen wir uns, die Publikationsreihe der IGL fortsetzen zu können, die in bewährter Manier von der *innsbruck university press* verlegt wird.

Dieser Band beinhaltet sechs Beiträge, die Einblicke in aktuelle Debatten zur Frauen- und Geschlechterforschung sowie zu den *Queer Studies* bieten. Dabei werden Fenster zur Digitalisierung, zu Organisationsformen, zum Recht, zur Politik und zur Geschichte geöffnet. Allen Texten gemein sind Fragen nach dem Nutzen und der Notwendigkeit geschlechter- und *queer*theoretischer Ansätze, um gesellschafts- und wissenschaftspolitischen Herausforderungen *sozialgerecht*, im Sinne von diskriminierungs- und gewaltfrei, begegnen zu können. Als Herausgeber\*innen war es uns ein Anliegen, den Autor\*innen zur Gestaltung ihrer Texte möglichst viele Freiräume zu belassen, weshalb wir z.B. auf einen einheitlichen geschlechtergerechten Sprachgebrauch verzichtet haben.

Inhaltlich wird der Band mit einem Beitrag von Gundula Ludwig eröffnet, die seit Herbst 2021 die Professur für Sozialwissenschaftliche Theorien der Geschlechterverhältnisse am CGI inne hat.<sup>5</sup> Die Herausgeber\*innen freuen sich über den Artikel, der nicht aus einer Innsbrucker Gender Lecture resultiert, sondern ein Grußgeschenk der Autorin als Leiterin des CGI an alle Interessierte ist.

In *Geschlechterpolitiken und Geschlechterforschung in krisenhaften Zeiten* zeigt Gundula Ludwig, welche Aufgaben Geschlechterforschung als kritische Gesellschaftstheorie und politische Praxis in der heutigen, durch Krisen geprägten Gegenwart zukommt und warum sie diese Aufgaben trotz eines „Anti-Genderismus“ bewältigen kann. Sie widmet sich dieser Frage auf Basis einer fundierten Analyse gegenwärtiger Krisen im Bereich von Care, Umwelt sowie von Migrationsbewegungen und nimmt auch Bezug auf die Covid-Pandemie. Dabei begreift sie Krisen als dem patriarchal-heteronormativ-postkolonialen Kapitalismus inhärent und befragt kritisch die Rolle von Staaten bei der Aufrechterhaltung krisenhafter Zustände. Sie richtet den Blick auch auf das positive Veränderungspotential, das von politischen Bewegungen (*Fridays for Future*, *Black Lives Matter*, feministische Sorge-Streiks, *Ni-Una-Menos*) und

---

4 Die Installation der IGL ist untrennbar mit Erna Appelt verbunden, der langjährigen Leiterin der Forschungsplattform Geschlechterforschung (von 2005 bis 2013).

5 Forschungsplattform Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck (CGI): <https://www.uibk.ac.at/geschlechterforschung/> (abgerufen: 10.02.2022)

von der Geschlechterforschung ausgehen kann, um letztlich zu einer solidarischeren, demokratischeren Gesellschaft erfüllt von emanzipatorischen Beziehungsweisen zu gelangen.

Am 26.9.2021 wurde in der Schweiz das Referendum zur Ehe für alle Geschlechter angenommen. Damit eröffnen sich auch in der Schweiz neue rechtliche Möglichkeiten für gleichgeschlechtliche Paare gemeinsam Eltern zu werden. In *Ein Recht der Elternschaft jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit* beschreibt *Michelle Cottier*, inwieweit solche rechtlichen Veränderungen geeignet sind, Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit in einer Gesellschaft nachhaltig zu verändern. Sie zeigt, wo im Recht die biologische Abstammung mit dem Recht auf Kenntnis der genetischen Abstammung stärker anerkannt ist als die sozial gewachsenen Beziehungen zwischen Kindern und jenen Personen, die faktisch eine Elternrolle ausüben. Dabei geht sie der Frage nach, wo sich diese Priorisierung der Biologie bei gleich- und verschiedengeschlechtlichen Paaren unterscheidet. Der Beitrag bietet zugleich eine Einführung in rechtliche Konzepte, Begriffe sowie geltende Regulierungen der Eltern-Kind-Verhältnisse und spannt den Bogen von den aktuellen Diskussionen in den Legal Gender Studies hin zur Utopie eines Rechts der Elternschaft jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit.

*Leonhard Dobusch* zeigt in seinem Beitrag, dass explizit als offen konzeptionierte Organisationsformen und -prozesse, wie sie in Bereichen wie Softwareentwicklung, Strategiefindung oder anderen Managementkontexten vertreten werden, nicht zwangsläufig zum Abbau oder gar Verschwinden von Diversitätsdefiziten führen. Im Gegenteil, gerade ein besonders starkes Betonen organisationaler Offenheit, das alle Interessierten zur Partizipation einlädt, birgt die Gefahr von formal ausgeschlossener, aber de facto verschärfter informeller, unstrukturierter Exklusion. Vor diesem Hintergrund untersucht Dobusch die Gründe für Diversitätsdefizite in formal offenen Organisationskontexten und diskutiert dabei einerseits den Import gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse und andererseits die Problematik von (zu) offenen Organisationsstrukturen, die exkludierendes Verhalten einzelner Beitragender nicht effektiv unterbinden kann. Er kritisiert darüber hinaus die in offenen Organisationsformen oft vorhandene mangelnde Reflexion von tatsächlich bestehenden Diversitätsdefiziten.

*Ilona Horwath* beschäftigt sich in ihrem Beitrag *Algorithmen, KI und soziale Diskriminierung* mit den Fragen, inwiefern Un-/Gleichheit durch datengetriebene und algorithmische Systeme generiert wird und welche Rolle dabei die Kategorien *gender*, *race*

und *class* spielen. Solche soziotechnischen Systeme, wie Algorithmen oder Künstliche Intelligenz, mögen zwar mit Werten wie Objektivität, Effektivität und Autonomie assoziiert werden, jedoch können sie diesen Werte-Anspruch nicht erfüllen. Horwath macht deutlich, dass diese Technologien ein soziales Produkt sind, indem „diskriminierungsrelevante Probleme“ angelegt sind, welche sich wiederum auf den sozialen Raum auswirken. Ausgehend von dem Konzept der *gendered substructure* untersucht sie Diskriminierungen, die in soziotechnischen Systemen eingelagert sind. Der Blick richtet sich dabei auf die Anwendung soziotechnischer Systeme auf Menschen und Institutionen. Horwath bietet auch einen Ausblick, mit Handlungsmöglichkeiten für Technikunternehmen, um Diskriminierungen durch soziotechnische Systeme sichtbar zu machen und in der Folge auch zu vermeiden.

*Claudia Opitz-Belakhal* veranschaulicht in ihrem Beitrag die Geschichte der Frauen- und Geschlechtergeschichte von ihren Anfängen bis heute. Dabei greift die Autorin aktuelle gesellschaftspolitische Debatten auf, wie etwa *#metoo*, oder auch Theorieperspektiven, die eine konstruktive Verbindung zur feministischen Geschichtswissenschaft haben, wie etwa die kritische Männlichkeitsgeschichte oder die *Queer Theory*. Ausgehend von den für die Geschlechtergeschichte zentralen methodischen Überlegungen von Joan Scott zu Gender als Analysekategorie bespricht Opitz-Belakhal die Gemeinsamkeiten, aber auch die Unterschiede dieser theoretischen Perspektiven und lotet die Anwendbarkeit der jeweiligen Kategorien für das historische Arbeiten aus. Opitz-Belakhal weist auf die Bedeutung „älterer“ feministischer Zugänge für die Frauen- und Geschlechtergeschichte hin und plädiert für eine stärkere Vernetzung dieser Zugänge mit aktuellen Theorieangeboten. Darüber hinaus macht die Historikerin deutlich, dass im Zentrum jeder historischen Analyse die Quellen stehen, dass Theorieangebote strukturbasiert zeitbedingt sind, die „Geschichte der Menschheit [...] demgegenüber jedoch weit unvorhersehbarer und kontingenter“ ist, sodass den „historischen Überraschungseffekten Raum zu geben“ ist.<sup>6</sup>

Der Beitrag von *Elisabeth T. Sandler* beschäftigt sich mit zwei Fragen: Warum ist eine (bessere) Inklusion von LGBTQ+ an Universitäten wichtig und welche strukturellen und praktischen Ansatzpunkte sind für eine Inklusion von LGBTQ+ wirksam? Die im Beitrag gegebenen Antworten basieren auf empirischen Daten aus der sogenannten „Out at Cambridge“ Studie, wobei diese Daten kontextualisiert (z.B. wird auf struktu-

---

6 Opitz-Belakhal, in diesem Band: 114

relle Eigenheiten der University of Cambridge hingewiesen) und in den wissenschaftlichen and organisationspraktischen Diskurs zur Inklusion von LGBTQ+ eingebettet werden. LGBTQ+ Inklusion an Universitäten ist relevant, weil Universitäten für viele Menschen einen wesentlichen sozialen Raum darstellen. Universitäten sind einerseits verantwortlich dafür, dass sich alle Organisationsmitglieder sicher und wohl fühlen. Andererseits wirkt sich die gelungene Integration aller positiv auf die Kooperation und das Leistungsverhalten in Universtätäten aus. Wesentliche Ansatzpunkte für eine gelungene Integration von LGBTQ+ bestehen in deren erhöhter Sichtbarkeit und identitätsspezifischen Inklusionspraktiken, insbesondere in Lehre und Forschung.

In Zukunft sollen jährliche Schwerpunkte für die IGL gesetzt werden, wodurch die Beiträge jedes Bandes durch eine thematische Klammer vereint sind. Durch die Fokussierungen auf ein Jahresthema können aktuelle und drängende Problemstellungen aus inter-, multi- und transdisziplinären Perspektiven beleuchtet werden. Wir freuen uns auf die zukünftigen Vorträge und auf den nächsten Band der IGL. Darüber hinaus sind alle Leser\*innen herzlich eingeladen die bisherigen IGL-Vorträge und Kommentare im Sendearchiv der Innsbrucker Gender Lectures nachzuhören.<sup>7</sup>

Innsbruck, im Mai 2022

Die Herausgeber\*innen

---

7 Sendearchiv der Innsbrucker Gender Lectures: <https://cba.fro.at/podcast/innsbrucker-gender-lecture> (abgerufen: 16.02.2022)

## Bibliographie

- Eibl, Doris G./Jarosch, Marion/Schneider, Ursula A./Steinsiek, Annette (2012): „Einleitung“.  
In: Eibl, Doris G./Jarosch, Marion/Schneider, Ursula A./Steinsiek, Annette (Hg.), *Innsbrucker Gender Lectures I*. Innsbruck: innsbruck university press.
- Appelt, Erna/Gatt, Sabine/Jarosch, Marion/Kogler, Nina (Hg.) (2013): *Interdisziplinäre Perspektiven der Geschlechterforschung. Innsbrucker Gender Lectures II*. Innsbruck: innsbruck university press.
- Appelt, Erna/Grabner-Niel, Elisabeth/Jarosch, Marion/Ralser, Michaela (Hg.) (2015): *Identitäten verhandeln – Identitäten de/konstruieren. Innsbrucker Gender Lectures III*. Innsbruck: innsbruck university press.

# Geschlechterpolitiken und Geschlechterforschung in krisenhaften Zeiten

Gundula Ludwig

---

## 1. Die „multiple Krise“ als Normalzustand

„Krise war immer“<sup>1</sup>, so brachte die feministische Philosophin Cornelia Klinger vor einigen Jahren eine treffende wie scheinbar zeitlose Gegenwartsdiagnose auf den Punkt. Bereits vor der COVID-19-Pandemie war die Gegenwart durch eine „multiple Krise“<sup>2</sup> gekennzeichnet. Mit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008 wurden die fatalen Auswirkungen des neoliberalen Kapitalismus unübersehbar und es wurde einmal mehr deutlich, dass in einer kapitalistischen Gesellschaft nicht die Bedürfnisse der Menschen die Parameter ökonomischen und politischen Handelns ausmachen, sondern die Sicherstellung der Reproduktionsbedingungen für eine gesellschaftliche Ordnung, die auf Ausbeutung und Ungleichheit beruht.<sup>3</sup> Der Kapitalismus basiert auf „gesellschaftlichen Bedingungen und Naturvoraussetzungen“, die er „weder zu produzieren noch zu garantieren vermag, sondern tendenziell sogar zerstört“<sup>4</sup>. Der Staat nimmt hierbei eine Schlüsselrolle ein, denn obwohl er formal von der Ökonomie getrennt ist, entsteht er aus den Widersprüchen der kapitalistischen Gesellschaft und hat seinen Zweck in

---

1 Klinger 2013

2 Bader et al. 2011. An der von Bader, Becker, Demirović und Dück vorgenommenen Aufspaltung der ‚multiplen Krise‘ in die Dimensionen „die Krise der finanzdominierten Akkumulation [...], die sozial-ökologische Krise [...], Dauerkrisen der Reproduktion [...] sowie die Krise der parlamentarischen Demokratie“ (ebd.: 13) orientiere ich mich auch in der nachfolgenden Darstellung.

3 Altvater 2009; Demirović 2009

4 Hirsch 1994: 167

der Aufrechterhaltung ebendieser mitsamt ihren Ausbeutungs- und Ungleichheitsverhältnissen. Die strukturelle Krisenhaftigkeit des Kapitalismus macht deutlich, dass die politische Antwort auf diese nicht systemimmanent sein kann.

Ebenso bereits vor der Corona-Krise erwies sich die soziale Reproduktion als strukturell krisenhaft.<sup>5</sup> In einem patriarchal-heteronormativ-postkolonialen Kapitalismus sind Reproduktionsarbeit und Sorge herrschaftlich und folglich stets prekär und krisenhaft organisiert. Sorge-Tätigkeiten – wie etwa die Pflege und Versorgung von Kindern, Älteren und Kranken – werden entweder über das Prinzip des Familialismus<sup>6</sup> privat von Frauen als „Arbeit aus Liebe“ verrichtet<sup>7</sup> oder in kommodifizierter Form von oftmals rassifizierten und migrantisierten Frauen in gering bezahlten, prekären und mit wenig Anerkennung versehenen Lohnarbeitsverhältnissen erbracht. Die andro- und Ability-zentrische Logik moderner kapitalistischer Gesellschaften führt dazu, dass Tätigkeiten, die mit Sorge, Pflege und Bedürftigkeit von Menschen und Körpern befasst sind, als niedrig abgewertet werden.<sup>8</sup> Brigitte Aulenbacher, Maria Dammayr und Fabienne Décieux argumentieren daher, dass im Kapitalismus „Krisen des Sorgens“ (...) in zweifacher Weise angelegt (sind): Entweder werden Sorgebelange vernachlässigt oder die Sorge für sich und andere wird in Wert gesetzt und damit vorrangig anderen Orientierungen als derjenigen ihrer Lebensdienlichkeit unterworfen.“<sup>10</sup>

Dass der Staat in der Sorge-Krise kein helfender Gegenspieler ist, sondern mitverantwortlich für diese ist, haben Arbeiten aus dem Bereich feministischer Staatstheorie gezeigt.<sup>11</sup> Die Konstruktion von Reproduktionstätigkeiten als private Tätigkeiten und primär ‚weiblicher Zuständigkeit‘ ermöglicht, dass bezogen auf Reproduktionsarbeiten der Wohlfahrtsstaat bis in die Gegenwart „grosso modo Nachtwächterstaat“<sup>12</sup> bleiben kann, „der nur eingreift, wenn die privaten Arbeits-, Lebens- und/oder Liebeszusammenhänge scheitern“<sup>13</sup>. In Bezug auf Abhängigkeit, Fürsorge und Pflege folgt

---

5 Aulenbacher/Dammeyer 2014; Fraser 2014; Gutiérrez Rodríguez 2016; Winker 2011

6 Notz 2015

7 Bock/Duden 1977

8 Douglas 1981; Müller 2013

9 Aulenbacher et al. 2014: 212

10 Aulenbacher et al. 2014: 212

11 Vgl. dazu Ludwig 2015: 83-92

12 Sauer 2001: 132

13 Sauer 2001: 132

der Staat also einer Logik, die ich im Anschluss an Julia Kristeva<sup>14</sup> als Logik der Abjektion bezeichne. Das imaginierte Gegenüber des modernen westlichen Staates ist ein entkörperertes autonomes Wesen. Körperliche Abhängigkeit, Bedürftigkeit und Krankheit werden in der Konstruktion von Staatsbürger\*innenschaft weitgehend ausgeblendet. Im Zuge der neoliberalen „Ökonomisierung des Sozialen“<sup>15</sup> in den letzten Jahrzehnten hat sich diese Logik der Abjektion in Gesellschaft und Staat intensiviert. Der mit dem Neoliberalismus verbundene Anstieg der Frauenerwerbsquote führte zu einer Mehrfachbelastung von Frauen, die oftmals durch die Auslagerung von Care-Arbeit an migrantisierte Frauen bearbeitet wird, was zu einer Intensivierung von genau jenen Arbeitsmarktpolitiken führt, die von „Spuren aus der Kolonialgeschichte und einer globalen post(neo)kolonialen Ordnung geprägt“ sind.<sup>16</sup>

Aus einer geschlechtertheoretischen Perspektive ist folglich nicht nur die Neoliberalisierung des Gesundheitssystems dafür verantwortlich, dass aus der COVID-19-Pandemie eine umfassende gesellschaftliche Krise werden konnte. Denn die neoliberalen Transformationsprozesse im Gesundheits- und Pflegebereich der letzten Jahrzehnte umfassen nicht nur finanzielle Maßnahmen zur Kostensenkung und Effizienzsteigerung, sondern in dieser kam es auch zu einer Intensivierung der Logik der Abjektion. Dies wiederum stellte das Bedingungsgefüge dafür bereit, dass sich die COVID-19-Pandemie zu einer derart umfassenden gesamtgesellschaftlichen Krise ausweiten konnte. Die Intensivierung der Logik der Abjektion von Bedürftigkeit, Sorge und Verletzbarkeit bedeutete schon vor der Corona-Krise, dass kranke und bedürftige Menschen oftmals nur mangelhaft versorgt wurden und Alten- und Behindertenbetreuer\*innen, Krankenpfleger\*innen, 24-Stunden-Pfleger\*innen und Reinigungskräfte eine immense Verdichtung ihrer Arbeit erfuhren. Ein staatliches Gesundheits- und Pflegesystem, das auf der Abjektion von Abhängigkeit, Vulnerabilität und Sorge aufbaut, ist, so erleben wir aktuell, weder ein nachhaltiges noch ein vorsorgendes. Zu einem ähnlichen Schluss gelangt auch Christa Wichterich:

---

14 Kristeva 1982

15 Bröckling et al. 2000

16 Caixeta et al. 2005: 23

„Paradigmatisch steht das Gesundheitswesen dafür, wie in den vergangenen Jahrzehnten Care-Arbeit der betriebswirtschaftlichen Logik von Kostenersparnis, Effizienz und Konkurrenz untergeordnet wurde, statt sie am Gemeinwohl, an den Bedürfnissen und Rechten der Patient\*innen zu orientieren.“<sup>17</sup>

In der Corona-Krise zeigt sich verdichtet, was bereits davor im Gesundheits- und Pflegebereich Alltag war: dass die durch den neoliberalen Staat entstandenen Versorgungsgänge von oftmals migrantischen und rassifizierten Frauen in prekär abgesicherten, schlecht bezahlten und mit wenig Prestige versehenen Jobs ausgeglichen werden – durch Überstunden ebenso wie durch emotionale – unbezahlte – Arbeit. Diese Dynamik, dass intersektionale Ungleichheitsverhältnisse dafür herangezogen werden, strukturelle Krisen aufzufangen, zeigt sich in der aktuellen Corona-Krise noch in einer weiteren Hinsicht: in der Zurückverlagerung von Sorge-Arbeit in die heteronormative Kleinfamilie in Zeiten von Homeoffice, Home-Schooling und Home-Betreuung durch Schul- und Kindertagesstätten-Schließung. Der Staat in der Corona-Krise setzt Heteronormativität und ungleiche Geschlechterverhältnisse als Ressourcen seines Krisenmanagements ein, indem er die Verbindung von Homeoffice und familiärer Kinderbetreuung als quasi problemlose ‚Lösung‘ einer gesellschaftlichen Krise einsetzt. Damit forcieren die staatlichen Krisenbewältigungspolitiken eine Zusatzbelastung von Frauen sowie eine heteronormative Re-Traditionalisierung von Familienformen und Geschlechterverhältnissen. Zusätzlich erleben wir eine Verstärkung der Auslagerung der Reproduktionsarbeit auf prekarierte, gering bezahlte Frauen aus dem Globalen Süden und europäischen Osten in Familien, die sich das Outsourcen von Care-Arbeit leisten können. Die gegenwärtig oft skandalisierten Erschöpfungszustände sowie die Zunahme an Gewalt an Frauen und Kindern sind folglich Effekt einer staatlichen Politik, die gerade in Krisenzeiten gesamtgesellschaftliche Aufgaben über Ungleichheitsverhältnisse organisiert.

Dass auch die liberale repräsentative Demokratie keine Bastion gegen Krisen, sondern vielmehr selbst strukturell krisenhaft und „in ihren grundlegenden Institutionen (...) zutiefst undemokratisch“ ist,<sup>18</sup> wurde im Kontext der in den letzten Jahren global um sich greifenden Autoritarisierung von Politik und des Aufstiegs von Rechtspopu-

---

17 Wichterich 2020: 144f.

18 Lorey 2020: 8

lismus und Rechtsextremismus vielerorts von Geschlechterforscher\*innen betont.<sup>19</sup> Das rechtspopulistische Hegemonieprojekt und der damit verbundene „Angriff auf die Demokratie“<sup>20</sup> wird ganz explizit auch über Geschlechter- und sexuelle Politiken vorangetrieben. Rechtspopulist\*innen greifen in Parteien sowie Bewegungen wie kaum andere politische Akteur\*innen der Gegenwart Geschlechter- und sexuelle Politiken für ihre politische Mobilisierung auf. Aus einer feministisch-historischen Perspektive ist dies nicht verwunderlich, haben doch bereits die geschlechterforscherische Rechts-extremismusforschung<sup>21</sup>, queer-feministische Beiträge zu „moral panics“<sup>22</sup> ebenso wie schon Hedwig Dohms 1902 verfasster Text „Die Antifeministen“<sup>23</sup> und schließlich auch die „Studien zum autoritären Charakter“ der Kritischen Theorie<sup>24</sup> die Bedeutung von Geschlechter- und sexuellen Politiken für rechte Politiken dargelegt. Gerade weil Geschlechter- und sexuelle Politiken das Private, Intime und Alltägliche der Menschen durchziehen, sind sie ein wichtiges Terrain, auf dem sich ein subtiles, aber umso wirkmächtigeres Zustimmungsgefüge für das rechtspopulistische Hegemonieprojekt entfalten kann. Der Rechtspopulismus ist folglich ein genuin vergeschlechtlichtes Phänomen, da er in gesellschaftliche Umbrüche eingebettet ist, die wiederum selbst vergeschlechtlicht sind,<sup>25</sup> und da er vergeschlechtlichte Antworten auf diese Umbrüche gibt: Birgit Sauer bezeichnet den Rechtspopulismus daher als „maskulinistische Identitätspolitik“<sup>26</sup>, weil dieser weißen Männern ein Identitätsangebot macht, das in der Gemengelage neoliberaler ökonomischer, sozialer und vergeschlechtlichter Verunsicherung eine Erklärung anbietet, die zugleich als diskursive und affektive Entschädigung des Verlusts von Hegemonie wirkt. Diskursive Grundlage dafür ist eine Problemverschiebung, der zufolge Prekarisierungsprozesse in der Lohnarbeit und der Sorge-Arbeit nicht aus Transformationsprozessen der Ökonomie und des Sozialstaates resultieren, sondern daran Frauenbewegungen und Gleichstellungspolitiken Schuld seien. Statt einer Kritik am Abbau des Sozialstaates, ökonomischer Prekarisierung und Care-Krise werden daher Gleichstellungspolitiken und Feminist\*innen diffamiert.

---

19 U.a. Lorey 2020; Sauer 2017; Wilde/Meyer 2018

20 Wilde/Meyer 2018

21 Birsl 2011; Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit 2019

22 Rubin 1993; Duggan 2004

23 Dohm 1902

24 Adorno 1973

25 Sauer 2017

26 Sauer 2020

miert. Durch diese Problemverlagerung können Rechtspopulist\*innen eine diskursive und affektive Entschädigung für den Verlust von Hegemonie anbieten: Die Abwertung eigentlich demokratisierender Politiken – wie eben Gleichstellungspolitiken – dient der Rückbesinnung auf die prä-neoliberale maskuline Hegemonie als wiederherzustellender Norm. Die rechtspopulistische maskulinistische Identitätspolitik ist daher beides: ein Versprechen der Handlungsfähigkeit in einer Krise und ein Angriff auf die Demokratie.

Die rechtspopulistischen Angriffe auf Geschlechter- und Sexualitätsverhältnisse sind daher, wie auch Michel Dormal und Heike Mauer argumentieren, weit mehr als „eine zufällige Schrulle, die dem Phänomen äußerlich wäre“.<sup>27</sup> Rechtspopulistischer Maskulinismus, Antifeminismus sowie der homo- und trans\*phobe Rekurs auf eine vermeintlich natürliche heteronormative Geschlechterordnung sind Strategien, um die Aushandlung über die Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse dem demokratischen Diskurs zu entziehen. Das rechtspopulistische Hegemonieprojekt zielt darauf ab, jene Elemente zu zerstören, die eine Gesellschaft zu einer demokratischen machen: Im Rekurs auf eine vermeintlich prä-politische Ordnung der Gesellschaft will der Rechtspopulismus ganz grundlegend eine Form des politischen Zusammenlebens zerschlagen, die Gleichheit, Kontingenz, Pluralität und Solidarität als ihre Grundlage anerkennt. Indem in rechtspopulistischen Diskursen Geschlecht als ‚biologische Wahrheit‘ eingesetzt wird, wird die Kontingenz von Subjektivität, sozialen Beziehungen, sozialer Ordnung und Institutionen negiert. Der Rekurs auf eine vermeintlich natürliche binäre Geschlechter- und sexuelle Ordnung erweist sich daher als antidemokratisches Versprechen von Sicherheit, das gesellschaftliche Aushandlungsprozesse über Subjektivität, Körper, Familie, Verwandtschaft, Reproduktion, Sorge und Pflege zum Stillstand bringen will.

Die Aporien der liberalen Demokratie und die in ihr uneinlösbaren Versprechen von Gleichheit zeigen sich zudem am Migrationsregime westlicher Staaten und Staatengemeinschaften wie der Europäischen Union. In den Geflüchteten-Lagern unter anderem an den EU-Außengrenzen wird offenkundig, dass die Demokratie westlichen Typs nicht zur universellen Gleichheit führt, sondern in dieser Ungleichheit und Gewalt fortleben. Geflüchteten-Lager bilden jene Orte, die mit Achille Mbembe als „Nicht-

---

27 Dormal/Mauer 2018: 22

Orte“ der Gewalt beschrieben werden können,<sup>28</sup> die in liberalen Demokratien fortexistieren – scheinbar unberührt vom Bekenntnis zu Gleichheit, Menschenrechten und Rechtsstaatlichkeit. Ebenso sind Fluchttrouten ein „Nicht-Ort“, an den Gewalt ausgelagert wird, in denen das Leben tausender Menschen, wie Fatima El-Tayeb schreibt, zu „auslöschbare(m) Leben“<sup>29</sup> wird.

Auch die Uneinlösbarkeit des Gleichheitsversprechens innerhalb einer Demokratie, die auf der „Kolonialität der Macht“<sup>30</sup> beruht, zeigt sich verstärkt in der Corona-Krise: Von Beginn der Corona-Krise an war die staatliche Politik nationalistisch gerahmt. So wurden im Frühjahr 2020 in Europa die Grenzen geschlossen und die einzelnen europäischen Staaten retteten – in großen Urlauber\*innen-Rückholaktionen beispielsweise – ‚ihre‘ Bürger\*innen. Zur gleichen Zeit blieben Menschen in Geflüchteten-Lagern an den EU-Außengrenzen ebenso wie innerhalb Europas weitgehend schutzlos. Aktivist\*innen von Women in Exile wiesen darauf hin, dass Frauen in Geflüchteten-Lagern von Quarantäne-Regeln in besonderer Weise betroffen sind: So fehlten nicht nur Hygieneprodukte und Kinderwindeln, da diese nicht vom Sozialamt bereitgestellt wurden, ebenso wurden Frauen Termine bei Beratungseinheiten und Gynäkolog\*innen verwehrt.<sup>31</sup>

Wie Frantz Fanon zeigte, zielte der Kolonialismus auf die Verweigerung der Anerkennung einer gemeinsamen Welt ab. „Die Verbindung zwischen den Kolonialherren und den Kolonisierten führt niemals zu einer lebendigen affektiven Gemeinschaft. Sie schaffen niemals ein gemeinsames Heim. Der Kolonialherr lässt sich nahezu niemals von den Worten des Kolonisierten *anrühren*.“<sup>32</sup> Achille Mbembe prägte hierfür den Ausdruck der „Trennungsarbeit“<sup>33</sup>, die „eine auf Gegenseitigkeit oder wechselseitiger Einbindung beruhende Beziehung“ gewaltsam verunmöglichte<sup>34</sup> und eine Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod, der Folter, der Sklaverei, den Misshandlungen und Vergewaltigungen von kolonisierten Menschen hervorbrachte. Diese „Trennungsarbeit“ setzt sich im postkolonialen Kontext fort – und ist auch *Teil liberaler Demokratien*. Sie

---

28 Mbembe 2017: 56

29 El-Tayeb 2016: 54

30 Quijano 2000

31 Women in Exile 2020: 111

32 Women in Exile 2020: 182

33 Mbembe 2017: 88

34 Mbembe 2017: 88f.

zeigt sich an der Verweigerung einer menschenrechtswürdigen Asylpolitik, in den Geflüchteten-Lagern wie Moira und Tadschura, in denen weder grundlegende menschliche Bedürfnisse noch Menschenwürde gesichert sind, ebenso wie in rechtspopulistischen Diffamierungen von Geflüchteten als ‚Wirtschaftsflüchtlinge‘ und die damit verbundene Leugnung struktureller Abhängigkeiten und postkolonialer Machtgefüge. Und sie zeigt sich in der nationalistisch-rassistischen Ausrichtung der Corona-Politiken, die Schutz nur jenen gewährt, die zu einem nationalistisch-rassistisch definierten ‚Wir‘ gezählt werden.

Und noch eine letzte Dimension macht die gegenwärtige „multiple Krise“<sup>35</sup> aus: die sozio-ökologische. Diese drängt zum Zeitpunkt des Verfassens dieses Textes, im Sommer 2021, angesichts der Dürre-Katastrophe in Madagaskar, die dort zu einer verheerenden Hungersnot führte, ebenso wie der Hochwasserkatastrophe in Mitteleuropa in drastischer Deutlichkeit ins Bewusstsein – eine drastische Deutlichkeit, die zugleich zur ‚neuen Normalität‘ wurde. Auch die sozio-ökologische Krise ist eine strukturelle; sie verweist darauf, dass in einer kapitalistischen, androzentrischen, postkolonialen Ordnung Natur nicht als Gegenüber gesehen wird, sondern als Materie, aus der es Nutzen zu ziehen gilt. Eva von Redecker leitet aus der dem Kapitalismus inhärenten „sachlichen Sachherrschaft“<sup>36</sup> ab, dass in diesem der Weltbezug stetig zerstört wird:

„Wir zerstören die geteilte Welt, deren drohenden Untergang wir jetzt nicht wahrhaben wollen, in Wahrheit seit Jahrhunderten. Jede Eroberung, jede profitable Verschiebung der Frontlinie, jedes Vordringen in angeblich unbekannte Gefilde: alles immer nur Weltverlust, immer nur Kopie desselben Herrschaftsmusters. Usurpation, Rendite, Erschöpfung. Dann das Staunen, dass dieser Ort irgendwie nicht mehr taugt. Aufbruch zu neuen Ufern, um weiter die Welt verlieren zu können. Es liegt nicht am zukünftigen Ausmaß der Katastrophe, dass wir sie so schwer zu fassen vermögen, sondern an unserer hergebrachten Beziehung zu ihrem Objekt.“<sup>37</sup>

---

35 Bader et al. 2011

36 von Redecker 2020: 108

37 Von Redecker 2020: 109f.

Die kontinuierliche Erderwärmung, der ansteigende CO<sub>2</sub>-Ausstoß, die Vernichtung der ökologischen Vielfalt und Land-Grabbing zeigen, dass in kapitalistischen, androzentrischen, postkolonialen Gesellschaftsverhältnissen Natur schlicht als zu Beherrschendes gilt.<sup>38</sup> Sowohl die Ursachen als auch die Auswirkungen des Klimawandels sind freilich ungleich verteilt und spiegeln postkoloniale, vergeschlechtlichte und Klassenungleichheiten wider.

Im Umgang mit der Natur ebenso wie in der Leugnung der Notwendigkeit, eine radikal andere Klimapolitik umzusetzen, zeigt sich das zerstörerische Potential, das in der weiß-eurozentrischen, androzentrischen, kapitalistischen Subjektivierungsform angelegt ist. Diese basiert auf dem Phantasma, dass das Subjekt ein individualistisches, unabhängiges, unverletzbares, bedürfnisloses sei, das sich von seiner Verwobenheit mit der menschlichen und nicht-menschlichen Umgebung lösen könne. „Alle grundlegenden Abhängigkeiten von sorgenden Tätigkeiten, aber auch von einer natürlichen Umwelt werden darin negiert und unsichtbar gemacht.“<sup>39</sup> Mit dem dekolonialen Theoretiker Walter Mignolo lässt sich eine derartige Subjektvorstellung als „Egopolitik“<sup>40</sup> charakterisieren. Diese bildete sich, wie Mignolo zeigt, mit dem Kolonialismus heraus und strukturiert bis in die Gegenwart die Art und Weise, wie Beziehungen zwischen Menschen ebenso wie zwischen Mensch und Umwelt konzipiert werden. „Egopolitik“ basiert auf der Verleugnung der Verwobenheit mit anderen und kann die menschliche und nicht-menschliche umgebende Welt nur als Materie und Objekt wahrnehmen, was im Extremfall bis zu deren Vernichtung führt.

Aus queer-feministischer Perspektive haben Judith Butler und Donna Haraway ähnlich darauf hingewiesen, dass Leben relational ist und wir uns immer und notwendig in vielfältigen, zum Teil auch ungewählten Kohabitationen befinden. „(W)er ich bin, wird durch meine Verbindungen zu anderen beeinflusst und verändert, denn meine Abhängigkeit von anderen ist, ebenso wie meine Verlässlichkeit für andere, unabdingbar, um zu leben und um gut zu leben.“<sup>41</sup> Während diese grundlegende Relationalität im kapitalistischen, weiß-eurozentrischen, androzentrischen, heteronormativen Subjekt- und Politikverständnis geleugnet und versucht wird, der Relationalität gewaltvoll zu entkommen, plädieren queer-feministische Theoretiker\*innen umgekehrt dafür, Politik

---

38 Brand/Wissen 2017; Brunnengräber/Dietz 2011; Muraca 2020

39 Scholz/Heilmann 2019

40 Mignolo 2012: 162

41 Butler 2018: 279

von der Relationalität und der Verantwortung für ein lebbares Leben für alle neu zu entwerfen. Donna Haraway hat dafür den Begriff der „Responsabilität“<sup>42</sup> geprägt, um zu argumentieren, dass es ein Subjekt- und Politikverständnis braucht, das um die Fähigkeit zentriert ist, *eine Antwort geben zu können (response-able zu sein)*. Eine derartige Perspektive würde die ohnehin immer schon nur als Phantasma mögliche anthropozänische Anordnung von Mensch und Umwelt überkommen, der zufolge diese in einem dualistischen Verhältnis stünden. Menschen und Natur wären dann nicht ein Gegenüber sondern in „Naturecultures“<sup>43</sup> miteinander verwoben.

Angesichts der vielen Stränge der „multiplen Krise“ mutet der Aufruf vieler Politiker\*innen, dass es gelte, nach der COVID-19-Pandemie so schnell als möglich wieder zur ‚Normalität‘ zurückzukehren, zutiefst seltsam an. Denn diese ‚Normalität‘ – darauf haben unzählige feministische, Schwarze, anti-rassistische, kapitalismuskritische, queere Interventionen sowohl vor als auch während der Corona-Krise aufmerksam gemacht – ist eine, in der Ungleichheit, Ausbeutung, Zerstörung und zugleich eine Gleichgültigkeit gegen all dies alltäglich und tief eingeschrieben in gesellschaftliche Strukturen, (staatliche) Politiken und Subjektivierungsweisen sind. Der Ausweg aus der Krise – der Corona-Krise und der „multiplen Krise“ – liegt also nicht in der Rückkehr zur ‚Normalität‘, sondern in neuen Politiken des nachhaltigen und solidarischen Zusammenlebens. Ähnlich plädiert Bini Adamczak dafür, die Corona-Krise dafür zu nutzen, deren „Potenzial, andere Bilder zur Verfügung zu stellen“<sup>44</sup>, emanzipatorisch zu wenden. Denn die Corona-Krise ruft

„eine fundamentale Abhängigkeit in Erinnerung, jedoch eine, die direkt unter die Haut geht. Auf drei Ebenen: Erstens sind die Menschen nicht nur durch ihre Daten, Waren und Währungen miteinander verbunden, sondern weltweit auch durch ihre Körper. Zweitens sind sie nicht nur untereinander verbunden, sondern auch mit nichtmenschlichen Tieren, zumindest mit dem Schuppentier, das sie fast ausgerottet hatten und das nun als Übergangsstation zwischen Mensch und Fledermaus gedient haben dürfte. Und drittens, das ist vermutlich die irritierendste Erkenntnis, sind die Menschen und Tiere verbunden über Viren.“<sup>45</sup>

---

42 Haraway 2018: 10

43 Haraway 2003

44 Adamczak 2020

45 Adamczak 2020

An die Stelle des „Anthropozentrismus“<sup>46</sup> gilt es, neue „Beziehungsweisen“<sup>47</sup> zu stellen. Adamczak schlägt in queer-feministischer Weiterentwicklung von Marx den Begriff der Beziehungsweisen vor, um zu verdeutlichen, dass „die sozialen Beziehungen als vermittelndes Moment“<sup>48</sup> zwischen der Gesellschaft und den Individuen stehen, und dass es gilt, von den Beziehungsweisen aus Gesellschaft neu zu denken:

Es geht darum, sich auf die Beziehung selbst zu beziehen, sie nicht als Effekt, als Funktion des Bezogenen misszuverstehen. Zwar gibt es keine Relation ohne Relata, aber es gibt auch keine Relate, die außerhalb von Relationen existieren können (...). So verstanden, setzt sich die Welt nicht aus Einheiten zusammen, sondern aus Beziehungen. (...) Relationen verbinden so nicht lediglich bereits existierende Elemente, sondern stiften in dieser Verbindung vielmehr deren Bedeutung und Funktion, deren Aktionsweise und Identität. Nur auf das, was in Beziehung ist, kann Bezug genommen werden. Nur das, was in Beziehung ist, kann agieren. Dies gilt sowohl für die soziale wie die nichtsoziale Welt und für deren spezifische Verbindung. Wie von der Actor-Network-Theory demonstriert, kann der relationale Fokus auf Assemblagen aus menschlichen und nicht-menschlichen Akteurinnen die Dichotomien von Natur/Kultur, Subjekt/Objekt, Mensch/Nicht-Mensch einebnen.<sup>49</sup>

Im patriarchal-heteronormativ-postkolonialen Kapitalismus wird das grundlegende Miteinander – sowohl von Menschen als auch von Mensch-Natur – auseinandergelegt, es verwandelt „nicht nur individualisierte Autonomie *voneinander*, sondern auch in rivalisierenden Kampf *gegeneinander*“<sup>50</sup>. An die Stelle der „allgemeine(n) Indifferenz“<sup>51</sup>, die vorgibt, dass wir uns wie Monaden aus der grundlegenden Verbindung miteinander und mit der Umwelt lösen könnten, gilt es daher, neue Beziehungsweisen zu setzen, die von Relationalität und „Sympoiesis“ ausgehen.

---

46 Adamczak 2020

47 Adamczak 2017

48 Adamczak 2017: 240

49 Adamczak 2017: 242f.

50 Adamczak 2017: 249

51 Adamczak 2017: 249

## 2. Sorge-Kämpfe gegen die „multiple Krise“

Die Gegenwart ist jedoch nicht nur durch sich zuspitzende Krisendynamiken gekennzeichnet, sondern auch durch politische Bewegungen und Kämpfe, die für gänzlich andere Formen von Politik, Ökonomie und Gesellschaft sowie andere alltägliche Lebensweisen eintreten. In queer-feministischen, antirassistischen, antikapitalistischen Kämpfen der jüngeren Gegenwart lassen sich bereits viele Momente von neuen ‚Beziehungsweisen‘ ausmachen. So hat die *Fridays-for-Future*-Bewegung nicht nur einen wichtigen Beitrag geleistet, um die Dringlichkeit des Kampfes gegen die Klimakrise sichtbar zu machen; sie verweist auch durch die Infragestellung der problematischen Logik anthropozentrischer Politiken auf die Unmöglichkeit, Leben und Körper aus ihrer Verwobenheit mit der nicht-menschlichen Natur herauszulösen. In den transnationalen *queer-feministischen Sorge-Streiks* werden ebenso neue Politiken entworfen, deren Grundlage nicht länger das liberale Phantasma des autonomen Subjekts ist, sondern die die Relationalität und Abhängigkeit von Menschen zum Ausgangspunkt machen. Darüber hinaus unterziehen queer-feministische Sorge-Streiks die liberale Vorstellung des Demos als einheitlichem und vereintem Körper, die sich in den nationalistischen und völkischen Politiken des Rechtspopulismus zugespitzt findet, einer radikalen Kritik. Wenn Politik demokratisch sein möchte, kann diese nicht – wie in liberalen Demokratien angenommen – auf „der Souveränität eines ‚Volkes‘“ basieren, sondern nur auf einem Demos als Multitude, als vielfältiger Vielheit, die von „nicht-identitäre(n) Verbundenheiten und Affizierungen“ von Körpern und Subjekten ausgeht.<sup>52</sup> Die Überwindung von Gewalt und den ihr zugrundeliegenden Körperpolitiken wiederum machen sich die *Ni-Una-Menos*-Kämpfe zur Aufgabe. Die Überwindung der Entwertung von jenen Körpern, die von der weißen, androzentrischen, heteronormativen, binär vergeschlechtlichten Norm abweichen, und ihre erhöhte Vulnerabilität, ist ein Kernanliegen der *Ni-Una-Menos*-Kämpfe.<sup>53</sup> Ebenso setzt die *Black-Lives-Matter*-Bewegung an der Gewaltförmigkeit der Gegenwart an, die aus der Kontinuität rassistisch-kolonialer „Trennungsarbeit“ resultiert,<sup>54</sup> die rassifizierte Menschen „jegliches menschliche Attribut abstreite(t)“<sup>55</sup>. Diese „Trennungsarbeit“ und die damit verbunde-

---

52 Lorey 2020: 21

53 Gago 2018

54 Mbembe 2017: 88

55 Fanon 2014: 210

ne Gleichgültigkeit gegenüber Gewalt und Tod von Schwarzen Menschen, Indigenen Menschen und *People of Color* will die *Black Lives Matter*-Bewegung überwinden. Angela Davis bringt das Ziel der *Black Lives Matter*-Bewegung wie folgt zum Ausdruck:

„Der scheinbar schlichte Satz ‚Black lives matter‘ hat die vermeintlich unumstrittene Grundhaltung zum logischen Zusammenhang von Gleichheit, Gerechtigkeit und Freiheit infrage gestellt – in den Vereinigten Staaten und überall auf der Welt. Black Lives Matter ermutigt uns, die Qualität dieser vor allem westlich geprägten Logik zu hinterfragen, um historische Zwänge, im Rückblick auf Kolonialismus und Sklaverei, zu beseitigen“<sup>56</sup>.

Isabell Lorey hat den Begriff der präsentischen Demokratie eingeführt, um v.a. ausgehend von queer-feministischen Sorgestreiks zu argumentieren, dass in diesen ein neues „soziales Band“ entworfen wird, „das Sorge und Verbundenheit mit anderen nicht abwertet, sondern vielmehr davon ausgeht“<sup>57</sup>. Die Sorgestreiks begreift Lorey als „eine situierte und internationale politische Strategie, das Prekärsein, die Abhängigkeit jeden Lebewesens von Sorge und Reproduktion, zum Ausgangspunkt von Kämpfen in der Jetztzeit zu machen“<sup>58</sup>. Dabei werden aber nicht bloß Sorgebedürftigkeit und Vulnerabilität aufgezeigt.

„Sorgebeziehungen ins Zentrum zu stellen bedeutet vielmehr die mannigfaltige Ermächtigung durch wechselseitige soziale Verschuldung/Verbindung (...). Die Fülle der Sorge wird aus den Häusern auf die Straße, über die Grenzen und in die Versammlungen getragen, um Ausgangspunkt für jegliche Veränderung der Welt zu werden, die Prekarisierung und Prekarität Einhalt gebietet und das Prekärsein im Prekär-Werden bewahrt – in alinearen Verbundenheiten, transversalen Konstellationen, in den Bewegungen einer neuen Form von Demokratie.“<sup>59</sup>

In den multiplen Kämpfen der Gegenwart werden also bereits neue Sorgepolitiken, neue Formen des Lebens, von Politik, Subjektivierungs- und „Beziehungsweisen“ er-

---

56 Davis 2020: 11

57 Lorey 2020: 163

58 Lorey 2020: 195

59 Lorey 2020: 195

probt und gelebt. Diese gehen nicht von dem weißen, liberalen, heteronormativen, andro-, euro-, Ability-zentrierten Verständnis von Subjekt und Politik als „Egopolitik“ aus, sondern davon, dass Relationalität und „Responsibilität“<sup>60</sup> grundlegende Elemente emanzipatorischer Beziehungsweisen und Politik sein müssen.

### 3. Geschlechterforschung als kritische Gesellschaftstheorie und politische Praxis

Welche Aufgabe kommt in einer derartig bewegten, krisenhaften, umkämpften Gegenwart der Geschlechterforschung zu? Aus meiner Perspektive zeigt die sich in der Corona-Krise nochmals zuspitzende „multiple Krise“ mehr denn je die Notwendigkeit einer Geschlechterforschung, die sich nicht als „intellektuelles Glasperlenspiel“<sup>61</sup> versteht, sondern als eingreifende Wissenschaft. Um die oftmals subtilen Macht- und Herrschaftstechniken, die Kontinuitäten in den Strukturen und das Eingeschrieben-sein von Macht- und Herrschaftstechniken in den Alltag, die Lebens- und Beziehungsweisen erfassen zu können, ist eine kritische Gesellschaftstheorie notwendig. Für diese ist es erforderlich, die Gegenüberstellung zwischen materialistischen und dekonstruktivistischen Ansätzen zu überwinden und nach wechselseitigen Anschlüssen zu suchen. Denn um der Komplexität von Gender und Geschlechterverhältnissen, deren Beharrlichkeiten und Wandelbarkeit gerecht zu werden, braucht es ein Instrumentarium, das Gender als Strukturkategorie *und* als diskursive Norm, die Körper und Subjekte konstituiert, begreift. Ein Brückenschlag zwischen materialistischen und dekonstruktivistischen Theorien erlaubt es, zu erfassen, wie Gender als diskursive Konstruktion staatliche Institutionen und ökonomische Strukturen hervorbringt und legitimiert und wie diese zugleich auf vergeschlechtlichte Subjektivierungsweisen und verkörperte, affektive Mikropraxen zurückwirkt. Nur so kann Gesellschaft in ihrer Gesamtheit in den Blick genommen werden: gesellschaftliche Strukturen, politische Institutionen ebenso wie Diskurse, Wissen, Normen, Körper und Subjektivierungsweisen.

---

60 Haraway 2018: 10

61 Demirović 1995: 204

Zudem ist für ein derartiges Verständnis von Geschlechterforschung ein intersektionales Verständnis von Geschlecht unabdingbar – schlicht aus dem Grund, dass „(i)ntersectionality as an analytic tool gives people better access to the complexity of the world and of themselves.“<sup>62</sup> Audre Lordes Diktum, „(t)here is no such thing as a single-issue struggle because we do not live single-issue lives“<sup>63</sup>, gilt es folglich in einer feministisch-intersektionalen Gesellschaftstheorie zur Programmatik zu erheben, um zu verstehen, wie Ungleichheitsverhältnisse ineinandergreifen und wie vergeschlechtlichte und heteronormative Logiken sich mit postkolonialen und kapitalistischen verknüpfen, aber auch, wie manche vermeintliche feministische ‚Errungenschaften‘ die Verschärfung von Ungleichheiten entlang von Klassen-, rassifizierten und Migrationsverhältnissen verstärken. Oder um zu erfassen, wie sich die Liberalisierung von sexuellen Politiken und die Flexibilisierung von Heteronormativität in den letzten Jahren in einen neoliberalen Kapitalismus ebenso wie in homonationale Politiken einfügen und wie die Integration weißer Lesben und Schwuler in das Normalitätskontinuum, deren Lebensweisen sich an heteronormativen Idealen orientieren, zur diskursiven Grenzziehung zu jenen eingesetzt wird, die als rassifizierte „hateful Others“ konstruiert werden, wie Queer Scholars of Color gezeigt haben.<sup>64</sup>

Schließlich ist für ein derartiges Verständnis Geschlechterforschung ein Austausch mit Sozialen Bewegungen und Aktivist\*innen unabdingbar. Denn eine feministisch-intersektionale Gesellschaftstheorie kann nur auf vielstimmigen Formen der Wissensproduktion basieren: Nur auf diese Weise kann es gelingen, Formen von Ausschlüssen, Ungleichheiten, Gewalt und Marginalisierung zu untersuchen und Widerständigkeit, Organisierung und Subversion sichtbar zu machen.

Eine derartige intersektionale-feministische Geschlechterforschung begreift sich als notwendig politisch. Nicht aber ist es dieser politische Charakter, der die Geschlechterforschung von anderen Wissenschaften unterscheidet. Denn, wie feministische Wissenschaftstheoretiker\*innen gezeigt haben, ist Wissen(schaft) „von materiellen gesellschaftlichen und politischen Bedingungen nicht zu trennen“<sup>65</sup>. Wissen(schaft) ist immer eine „ganz und gar gesellschaftliche Praxisform“<sup>66</sup> und „zwar bis in den Kern

---

62 Bilge/Collins 2016: 1f.

63 Lorde 1982

64 Haritaworn 2015

65 Gutiérrez Rodríguez 2011: 87

66 Harding 1994: 37

dessen, was als Begründungszusammenhang verstanden wird: von ihren methodischen Regeln bis hin zu ihren Objektivitätskonzepten und Wahrheitsansprüchen<sup>67</sup>. „Denk- und Gesellschaftsverhältnisse, kulturelle Traditionen, soziale Umwelten und natürliche Bedingtheiten“<sup>68</sup> gehen in Prozesse der Wissensproduktion ein. Das, was feministisch-intersektionale Wissenschaft also von jenen Wissenschaften unterscheidet, die in ihrem Selbstverständnis auf einer positivistischen Auffassung von Wissenschaft als wertneutraler Suche nach objektiven Wahrheiten und Wirklichkeiten beruhen, ist daher nicht, dass die einen politisch und die anderen ‚neutral‘ seien, sondern dass die einen dies ausweisen und die anderen nicht. Wie sich an der Geschichte der politischen Philosophie und Theorie ebenso wie an der Geschichte der Humanwissenschaften ablesen lässt, ist der politische Charakter von Wissenschaft kein Alleinstellungsmerkmal feministischer Wissenschaft: So lässt sich der politische Gehalt beispielsweise moderner westlicher Gesellschaftsvertragstheorien schwerlich bestreiten. Denn ‚neben‘ ihrer kanonisch gewordenen Staatsbegründung stellten etwa John Locke oder Jean-Jacques Rousseau in ihren Theorien auch ‚Begründungen‘ dafür bereit, warum es aufgrund einer vermeintlich natürlichen ‚Geschlechterungleichheit‘ legitim sei, Frauen aus Politik und Staat auszuschließen.<sup>69</sup> Ebenso wenig lässt sich leugnen, dass auch die politischen Theoretiker der europäischen Aufklärung ein politisches Programm verfolgten: Immanuel Kant arbeitete nicht nur den kategorischen Imperativ aus, sondern begründete mit seinen Theorien ebenso einen ‚wissenschaftlichen‘ Rassismus, der ‚belegen‘ sollte, dass Schwarze Menschen weißen unterlegen und deshalb als „subpersons“<sup>70</sup> nicht zu Freiheit und politischer Selbstbestimmung fähig seien.<sup>71</sup>

Was feministisch-intersektionale Wissenschaft von der immer (auch) schon politischen Wissenschaft des weißen male- und mainstream unterscheidet, ist folglich, dass diese sich durch eine bewusste Reflexion der gesellschaftspolitischen Einbettung von Wissen(sproduktion) auszeichnet. Genau diese bewusste Reflexion führt,

---

67 Singer 2005: 17; s.a. Collins 1991; Haraway 1995

68 Singer 2005: 29

69 Vgl. dazu Appelt 1999; Klapeer 2014

70 Mills 1997: 56

71 Dhawan 2014

wie Donna Haraway<sup>72</sup>, Patricia Hill Collins<sup>73</sup> und Sandra Harding<sup>74</sup> in ihren Arbeiten zu Wissensproduktion als „situiertes Wissen“ verdeutlicht haben, zu einer Erweiterung des Erkenntnisradius: Denn wenn Wissenschaft als gesellschaftlich situiert und politisch aufgefasst wird, können die „Produktionsverhältnisse“, die (materiellen) „Produktionsbedingungen“ und die „sozialen und kulturellen Verhältnisse der ProduzentInnen wissenschaftlichen Wissens“<sup>75</sup> in den Blick rücken. Die Zurückweisung des „god-trick of seeing everything from nowhere“<sup>76</sup> kann erst den Blick auf Machtverhältnisse freilegen. Hill Collins machte bezogen auf die Soziologie in den 1980er Jahren deutlich, wie eine Schwarze feministische Reflexion der Wissensproduktion den erkenntnistheoretischen Radius ausdehnt:

„As outsiders within, Black feminist scholars may be one of many distinct groups of marginal intellectuals whose standpoints promise to enrich contemporary sociological discourse. Bringing this group—as well as others who share an outsider within status vis-a-vis sociology—into the center of analysis may reveal aspects of reality obscured by more orthodox approaches.“<sup>77</sup>

Ähnlich begründete Eva Kreisky<sup>78</sup> die Notwendigkeit einer feministischen Politikwissenschaft in den 1990er Jahren damit, dass, solange Geschlechterverhältnisse – verwoben mit Sexualitäts-, Klassen-, ability- und race-Verhältnissen –, grundlegende Macht- und Herrschaftsverhältnisse sind, Politikwissenschaft analytisch und theoretisch begrenzt bleiben muss, wenn sie vorgibt, Macht, Staat, Demokratie und Politik zu erfassen, ohne diese Verhältnisse zu berücksichtigen. Wissenschaft als situiert zu begreifen, macht diese also nicht enger oder partikularer, sondern in ihrer Epistemologie und Analyse weiter.

Zudem unterscheidet sich feministisch-intersektionale Wissenschaft von der vermeintlich ‚unpolitischen‘ kanonisierten Wissenschaft in der *Ausrichtung von Politik*:

---

72 Haraway 1995

73 Collins 1986

74 Harding 1994

75 Singer 2005: 17f.

76 Haraway 1991b: 189

77 Collins 1986: 15

78 Kreisky 1995: 45

Denn dieser geht es nicht um eine wissenschaftliche Zementierung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, sondern darum, diese sichtbar zu machen und sich an deren Überwindung zu beteiligen. Der Anspruch, durch die explizite Auseinandersetzung von vergeschlechtlichten, heteronormativen, rassifizierten, kapitalistischen, Ability-zentrierten Ungleichheitsverhältnissen Wissen zu generieren, zielt nicht nur darauf ab, eine adäquatere Darstellung gesellschaftlicher Verhältnisse zu erarbeiten, sondern sich an der Hervorbringung einer Welt zu beteiligen, in der ein gutes Leben für alle möglich sein soll. Oder wie Haraway dies ausdrückt:

„Daher glaube ich, daß mein und ‚unser‘ Problem darin besteht, wie wir zugleich die grundlegende historische Kontingenz aller Wissensansprüche und Wissenssubjekte in Rechnung stellen, eine kritische Praxis zur Wahrnehmung unserer eigenen bedeutungserzeugenden, ‚semiotischen Technologien‘ entwickeln und einem nicht-sinnlosen Engagement für Darstellungen verpflichtet sein können, die einer ‚wirklichen‘ Welt die Treue halten, einer Welt, die teilweise miteinander geteilt werden kann und unterstützend wirkt auf erdumgreifende Projekte mit einem begrenzten Maß an Freiheit, angemessenem materiellen Überfluß, einer Verminderung der Bedeutung von Leiden und einem begrenzten Maß an Glück.“<sup>79</sup>

#### 4. Die institutionelle Verankerung von Geschlechterforschung als Demokratisierungsprozess

Anders als bei den anderen Beiträgen in diesem Band ist der Anlass für das Verfassen des vorliegenden Textes nicht ein von mir gehaltener Vortrag im Rahmen der Innsbrucker Gender Lectures sondern dass ich im Herbst 2021 die Professur „Sozialwissenschaftliche Theorien der Geschlechterverhältnisse“ am Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung (CGI) angetreten habe. Die Professur ist Resultat eines Transformationsprozesses der Geschlechterforschung an der Universität Innsbruck, der wiederum erfreuliche Konsequenz eines großen Einsatzes der Geschlechterforscher\*innen an der Universität Innsbruck ist. Denn mit dem CGI verfügt die Universität Innsbruck

---

79 Haraway 1995: 78f.

nun über eine eigene Organisationseinheit, die eingebettet ist in die Forschungsplattform Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung, und die mit zwei vollen Professuren und mehreren Mitarbeiter\*innen-Stellen ausgestattet ist.

Während an der Universität Innsbruck mit der Etablierung des CGI ein bedeutsamer Schritt zur Sicherung und Sichtbarmachung der Geschlechterforschung gesetzt wurde, lassen sich gegenwärtig weltweit gegenläufige Trends beobachten: So stellt in Deutschland die AfD wiederholt parlamentarische Anfragen, die den Nutzen und die Wissenschaftlichkeit von Gender Studies in Abrede stellen,<sup>80</sup> in Ungarn wurde 2018 den Gender Studies die Akkreditierung entzogen, und feministische, queere und Schwarze Forscher\*innen werden in vielen Ländern auf Social Media diffamiert. Die Diskreditierung von Gender Studies als ‚Gender-Ideologie‘, ‚Gender-Wahnsinn‘ oder ‚Gender-Gaga‘ wird zwar vor allem von rechtspopulistischen Akteur\*innen forciert, beschränkt sich aber nicht auf diese. Die Ablehnung von Gender, Queer und postkolonialer Forschung wurde zu einem diskursiven Terrain, auf dem sich Bündnisse zwischen rechtspopulistischen und konservativen ebenso wie liberalen Kräften schmieden lassen.<sup>81</sup> Dies zeigt sich in den diffamierenden Debatten um die ‚Gender-Sprache‘ aber auch an Debatten in Deutschland im Frühjahr 2020, in denen die Corona-Krise als ‚Beweis‘ herangezogen wurde, um die ‚Nutzlosigkeit‘ von Gender Studies zu ‚belegen‘. Die Diffamierung von Gender, Queer und postkolonialer Forschung ist jedoch mehr als ein Angriff auf ein Wissenschaftsfeld. Die Diskreditierung von Gender, Queer und postkolonialer Forschung ist eine reaktionäre Reaktion auf deren demokratische Epistemologie. Denn diese Wissenschaften verschreiben sich nicht dem Streben nach einer (vermeintlich) objektiven ein für alle Mal gültigen ‚Wahrheit‘, sondern legen ihrem Tun eine demokratische Epistemologie zugrunde, die die prinzipielle Kontingenz und Offenheit von Gesellschaft nicht verleugnet, sondern als Ausgangspunkt für die Analyse nimmt. Ähnlich sehen daher auch Sabine Hark und Paula Irene Villa im rechtspopulistischen und rechtskonservativen Angriff auf die Gender Studies deren zugrundeliegende demokratiezerstörende Programmatik zum Ausdruck kommend:

„Denn die Angriffe zielen nicht nur darauf, Wissenschaftler\_innen und ihre wissenschaftliche Arbeit zu beschädigen, das interdisziplinäre Feld der

---

80 Vgl. <https://dserver.bundestag.de/btd/19/253/1925312.pdf>

81 Hark/Villa 2015; Schutzbach 2019

Geschlechterforschung zu diskreditieren und als unwissenschaftlich zu denunzieren. Auf dem Spiel steht auch die explizite Diskreditierung von Wissenschaft und Universität als Ort eines unbedingten Fragens und Verhandeln von Wirklichkeit, als Teil einer offenen, demokratischen und polyperspektivischen Gesellschaft. In diesem letztlich zutiefst antidemokratischen Angriff auf die Freiheit von Forschung und Lehre tritt nicht nur der libertär-fundamentalistische Reflex des ‚Anti-Genderismus‘ am deutlichsten zu Tage, er liefert auch den Hinweis, warum es vielleicht gerade die Gender Studies sind, die zur Zielscheibe der Anfechtung geworden sind. Denn wie in kaum einem anderen Theorieprojekt der Gegenwart manifestiert sich hier, was die Essenz kritischen Denkens ausmacht, nämlich eine hohe Bereitschaft und Fähigkeit ‚zur Befragung der eigenen politischen und epistemischen Grundlagen‘ (Knapp 2013: 106).<sup>82</sup>

Aus einer derartigen Perspektive ist die Etablierung des CGI auch als ein wichtiger Schritt eines institutionellen Demokratisierungsschritts zu begrüßen, der nicht zuletzt angesichts der vielschichtigen gegenwärtigen Krisen von großer Bedeutung ist. Allen Kolleg\*innen, die am Prozess der Etablierung des CGI beteiligt waren, möchte ich daher an dieser Stelle für ihr unermüdliches Eintreten für eine Demokratisierung von Wissenschaft und Universität herzlich danken. Ebenso möchte ich dem Rektorat der Universität Innsbruck danken, dass es die Etablierung des CGI derart deutlich unterstützt hat. Als Leiter\*in des CGI freue ich mich darauf, zukünftig gemeinsam mit vielen Kolleg\*innen, Studierenden und aktivistischen Wissensproduzent\*innen das CGI als Ort transdisziplinärer Wissensproduktion sowie des demokratischen Austausches, produktiver Kontroversen und emanzipatorischer Wissensvermittlung zu etablieren. Als einen Ort, an dem es gelingt, um mit Haraways Worten zu schließen, „eine kritische Praxis zur Wahrnehmung unserer eigenen bedeutungserzeugenden, ‚semiotischen Technologien‘ (zu) entwickeln und einem nicht-sinnlosen Engagement für Darstellungen verpflichtet (zu) sein“<sup>83</sup> und der auf diese Weise dazu beiträgt, Gegenprojekte zur multiplen Krise voranzutreiben.

---

82 Hark/Villa 2015: 33; s.a. Ludwig 2021

83 Haraway 1995: 78

## Bibliographie

- Adamczak, Bini (2017): *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adamczak, Bini (2020): „Living in a bacterial world“. In: <https://oxiblog.de/living-in-a-bacterial-world-corona/> (20.01.2022).
- Adorno, Theodor W. (1973): *Studien zum autoritären Charakter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Altwater, Elmar (2009): „Die Finanzkrise ist eine Systemkrise des Kapitalismus“. In: *Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaften* 37/2, 197-210.
- Appelt, Erna (1999): *Geschlecht, Staatsbürgerschaft, Nation. Politische Konstruktionen des Geschlechterverhältnisses in Europa*. Frankfurt am Main: Campus.
- Aulenbacher, Brigitte/Damayer, Maria/Décieux, Fabienne (2014): „Herrschaft, Arbeitsteilung, Ungleichheit – Das Beispiel der Sorgearbeit und des Sorgeregimes im Gegenwartskapitalismus“. In: *PROKLA* 44/175, 209-224.
- Bader, Pauline/Becker, Lia/Demirović, Alex/Dücker, Julia (2011): „Die multiple Krise – Krisendynamiken im neoliberalen Kapitalismus“. Demirović, Alex/Dücker, Julia/Becker, Lia/Bader, Pauline Bader (Hg.): *VielfachKrise im finanzmarktdominierten Kapitalismus*. Hamburg: VSA-Verlag, 11-28.
- Bilge Sirma/Collins, Patricia Hill (2016): *Intersectionality*. Cambridge: Polity Press.
- Birsl, Ursula (Hg.) (2011): *Rechtsextremismus und Gender*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus“. Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.): *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976*. Berlin: Courage Verlag, 118-199.
- Brand, Ulrich/Wissen, Markus (2017): *Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*. München: oekom.
- Bröckling, Ulrich/Krassmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.) (2000): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brunnengräber, Achim/Dietz, Kristina (2011): „Sozial-ökologische Krise und imperiale Lebensweise. Zu Krise und Kontinuität kapitalistischer Naturverhältnisse“. Demirović,

- Alex/Dücker, Julia/Becker, Florian/Bader, Pauline (Hg.): *VielfachKrise im finanzdominierten Kapitalismus*. Hamburg: VSA, 97-94.
- Butler, Judith (2018): *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*. Berlin: Suhrkamp.
- Caixeta, Luzenir/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación/Tate, Shirley/Vega Solis, Cristina (2005): „Politiken der Vereinbarkeit verqueren oder „... aber hier putzen und pflegen wir alle“. Heteronormativität, Einwanderung und alte Spannungen der Reproduktion“. In: *Kurswechsel* 2, 21-32.
- Collins, Patricia Hill (1986): „Learning from the Outsider Within: The Sociological Significance of Black Feminist Thought“. In: *Social Problems* 33/6, 12-32.
- Davis, Angela (2020): „Vorwort“. Khan-Cullors, Patrisse (Hg.): *Black Lives Matter. Eine Geschichte vom Überleben*. Köln: Kiepenheuer und Wietsch, 9-12.
- Demirović, Alex (1995): „Aspekte der theoretischen und politischen Praxis politischer Theorie“. Kramer, Helmut (Hg.): *Politische Theorie und Ideengeschichte im Gespräch*. Wien: WUV-Universitätsverlag, 204-211.
- Demirović, Alex (2009): „Krise und Kontinuität. Die Reorganisation des neoliberalen Kapitalismus“. Candeias, Mario/Rilling, Rainer (Hg.): *Krise. Neues vom Finanzkapitalismus und seinem Staat*. Berlin: Karl Dietz Verlag, 38-52.
- Dhawan, Nikita (2014): „Affirmative Sabotage of the Master's Tools: The Paradox of Postcolonial Enlightenment“. Dhawan, Nikita (Hg.): *Decolonizing Enlightenment. Transnational Justice, Human Rights and Democracy in a Postcolonial World*. Opladen: Barbara Budrich Verlag, 9-78.
- Dormal, Michel/Mauer, Heike (2018): „Das Politisierungsparadox. Warum der Rechtspopulismus nicht gegen Entpolitisierung und Ungleichheit hilft“. In: *Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 1/2018, 22-34.
- Douglas, Mary (1981): *Ritual, Tabu und Körpersymbolik: Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaften und Stammeskultur*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Duggan, Lisa (2004): *The Twilight of Equality: Neo-Liberalism, Cultural Politics, and the Attack on Democracy*. Boston: Beacon Press.
- El-Tayeb, Fatima (2016): *Undeutsch. Die Konstruktion des Anderen in der postmigrantischen Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Fanon, Frantz (2014): *Die Verdammten dieser Erde*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (2019): *Rechtsextremismus. Band 3: Geschlechterreflektierte Perspektiven*. Wien: Mandelbaum Verlag.
- Fraser, Nancy (2016): „Capitalism’s Crisis of Care“. In: *Dissent* 63/4, 30-37.
- Haraway, Donna (2003): *The Companion Species Manifesto: Dogs, People, and Significant Otherness*. Chicago: Prickly Paradigm Press.
- Gago, Verónica (2018): „#NosotrasParamos. Notizen zu einer politischen Theorie des feministischen Streiks“. Gago, Verónica/Gutiérrez Aguilar, Raquel/Draper, Susana/Menéndez Díaz, Mariana/Montanelli, Marina/Bardet, Marie/Rolnik, Suely (Hg.): *8M – der große feministische Streik. Konstellationen des 8. März*. Wien u.a.: transversal texts, 25-41.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnacion (2011): „Intersektionalität oder: Wie nicht über Rassismus sprechen?“. Hess, Sabine/ Langreiter, Nikola/Timm, Elisabeth (Hg.): *Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen*. Bielefeld: Transcript: 77-100.
- Gutiérrez, Rodríguez, Encarnación (2016): „Europäische Krise. Care-Arbeit, Prekarität, Heteronormativität und Migration“. Langenohl, Matthias/Schober, Anna (Hg.): *Metamorphosen von Kultur und Geschlecht. Genealogien, Praktiken, Imaginationen*. Paderborn: Wilhelm Fink, 147-165.
- Haraway, Donna (1995): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Haraway, Donna (2018): *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chtuhluzän*. Frankfurt am Main: Campus.
- Haritaworn, Jin (2015): *Queer Lovers and Hateful Others. Regenerating Violent Times and Places*. London: Pluto.
- Harding, Sandra/Kelle, Helga (Hg.) (1994): *Das Geschlecht des Wissens. Frauen denken Wissenschaft neu*. Frankfurt am Main: Campus.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2015): „Eine Frage an und für unsere Zeit. Verstörende Gender Studies und symptomatische Missverständnisse“. Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hg.): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript, 15-39.
- Hirsch, Joachim (1994): „Politische Form, politische Institutionen und Staat“. Esser, Josef/ Görg, Christoph/Hirsch, Joachim (Hg.): *Politik, Institutionen und Staat*. Hamburg: VSA Verlag, 157-212.

- Klapeer, Christine M. (2014): *Perverse Bürgerinnen. Staatsbürgerschaft und lesbische Existenz*. Bielefeld: transcript.
- Klinger, Cornelia (2013): „Krise war immer. Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilungen in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive“. Appelt, Erna/Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hg.): *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen*. Münster, 82-104.
- Kreisky, Eva (1995): „Gegen „geschlechtshalbierte Wahrheiten“. Feministische Kritik an der Politikwissenschaft im deutschsprachigen Raum“. Kreisky, Eva/Sauer, Birgit (Hg.): *Feministische Standpunkte in der Politikwissenschaft. Eine Einführung*. Frankfurt am Main: Campus, 27-62.
- Kristeva, Julia (1982): *The Powers of Horror. An Essay on Abjection*. New York.
- Lorde, Audre (1982): „Learning from the 60s“. In: <https://www.blackpast.org/african-american-history/1982-audre-lorde-learning-60s/> (20.01.2022).
- Lorey, Isabell (2020): *Demokratie im Präsens. Eine Theorie der politischen Gegenwart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ludwig, Gundula (2015): *Geschlecht, Macht, Staat. Feministische staats-theoretische Interventionen*. Opladen: Barbara Budrich Verlag.
- Ludwig, Gundula (2021): „The Antidemocratic Fantasmatic Logic of Right-Wing Populism: Theoretical Reflections“. Macrine, Sheila/Edling, Silvia (Hg.): *Transnational Feminist Politics, Education, Crises and Social Justice: Post-Democracy and Post-Truth*. London: Bloomsbury Press (i.E.).
- Mbembe, Achille (2017): *Politik der Feindschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mignolo, Walter D. (2012): *Epistemischer Ungehorsam. Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität*. Wien: turia + kant.
- Mills, Charles W. (1997): *The Racial Contract*. Ithaca: Cornell University Press.
- Müller, Beatrice (2013): „Wert-Abjektion als konstituierende und strukturierende Kraft von Care-Arbeit im patriarchalen Kapitalismus“. In: *Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 22/1, 31-43.
- Muraca, Barbara (2020): *Gut leben. Für eine Gesellschaft jenseits des Wachstums*. Berlin: Wagenbach.
- Notz, Gisela (2015): *Kritik des Familialismus. Theorie und soziale Realität eines ideologischen Gemäldes*. Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Quijano, Aníbal (2000): „Coloniality of Power, Eurocentrism and Latin America“. In: *Nepantla: Views from the South*, 1/3, 533-580.

- Redecker, Eva von (2020): *Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Rubin, Gayle (1993): „Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of Politics and Sexuality“. Ablove, Henry/Barale, Michele Anna/Halperin, David M. (Hg.): *The Lesbian and Gay Studies Reader*. New York: Routledge, 3-44.
- Sauer, Birgit (2001): *Die Asche des Souveräns. Staat und Demokratie in der Geschlechterdebatte*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Sauer, Birgit (2017): „Gesellschaftstheoretische Überlegungen zum europäischen Rechtspopulismus. Zum Erklärungspotenzial der Kategorie Geschlecht“. In: *Politische Vierteljahresschrift* 58/1, 1-20.
- Sauer, Birgit (2020): „Authoritarian Right-Wing Populism as Masculinist Identity Politics. The Role of Affects“. Dietze, Gabriele/ Roth, Julia (Hg.): *Right-Wing Populism and Gender. European Perspectives and Beyond*. Bielefeld: transcript Verlag, 23-40.
- Scholz, Sylka/Heilmann, Andreas (2019): „Männlichkeit – ein Thema der Degrowth-Bewegung?“. In: <https://www.postwachstum.de/maennlichkeit-ein-thema-der-degrowth-bewegung-20190226> (20.01.2022).
- Schutzbach, Franziska (2019): „Anti-Feminismus macht rechte Positionen gesellschaftsfähig“. In: <https://www.gwi-boell.de/de/2019/05/03/antifeminismus-macht-rechte-positionen-gesellschaftsfaehig> (20.01.2022).
- Singer, Mona (2005): *Geteilte Wahrheit. Feministische Epistemologie, Wissenssoziologie und Cultural Studies*. Wien: Löcker.
- Wichterich, Christa (2020): „Covid-Kapitalismus, Körper und Care“. In: *Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 2/2020, 143-145.
- Wilde, Gabriele/Meyer, Birgit (2018): „Angriff auf die Demokratie. Die Macht des Autoritären und die Gefährdung demokratischer Geschlechterverhältnisse. Eine Einleitung“. In: *Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 1/2018 9-21.
- Winker, Gabriele (2011): „Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive“. In: *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften* 292, 1-12.
- Women in Exile (2020): „Interview mit Madeleine und Jane, Aktivistinnen von Women in Exile“. In: *Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 2/2020, 111-113.



# Ein Recht der Elternschaft jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit

Michelle Cottier

---

## I. Auftakt: Wandel und Persistenz in der rechtlichen Regelung von Elternschaft

Die rechtliche Rahmung von Elternschaft ist aktuell in vielen europäischen Ländern rechtspolitisch in Bewegung. So wird etwa in Deutschland in den sozialen Medien mit den Hashtags #PaulaHatZweiMamas und #nodooption auf verschiedene Verfahren strategischer Prozessführung hingewiesen, in denen betroffene Eltern sich gegen die Notwendigkeit einer Adoption des eigenen Kindes wehren, und die Feststellung verlangen, dass zwischen dem Kind und dem zweiten Wunschelternteil, der mit der Mutter verheiratet ist oder die Elternschaft anerkannt hat, ein rechtliches Eltern-Kind-Verhältnis besteht. Die Antragstellenden fordern, dass die derzeit in Deutschland einzig für Männer vorgesehene Regelung zur Besetzung der zweiten Elternstelle (Vaterschaftsvermutung des Ehemanns, Anerkennung) auch gelten soll, wenn der zweite Elternteil eine Frau, divers oder nichtbinär ist.<sup>1</sup> Bislang ist eine Herstellung des Kindesverhältnisses in diesen Familienkonstellationen für den zweiten Elternteil nur über eine Adoption möglich. Die von der queer-feministisch engagierten Anwältin Lucy Chebout geführten Prozesse haben insofern Erfolg, als Gerichte in verschiedenen Bundesländern die Notwendigkeit der Adoption des eigenen Kindes bei verheirateten Frauenpaaren

---

1 <https://www.nodooption.de/faq>

für verfassungswidrig halten, und deshalb die jeweiligen Verfahren ausgesetzt und die Frage dem Bundesverfassungsgericht zur Prüfung vorgelegt haben.<sup>2</sup>

In der Schweiz wurde erst vor Kurzem überhaupt die Ehe für alle Geschlechter geöffnet, das entsprechende Gesetz wurde am 18. Dezember 2020 vom Schweizer Parlament verabschiedet und am 26. September 2021 im Rahmen einer Referendumsabstimmung von 64 % der Stimmberechtigten angenommen. Das neue Recht eröffnet neue Möglichkeiten der gleichgeschlechtlichen Elternschaft: Mit der Öffnung der Ehe wird für gleichgeschlechtliche Ehepaare die gemeinsame Adoption möglich,<sup>3</sup> und die Ehefrau der gebärenden Mutter erhält automatisch die Stellung als zweiter Elternteil,<sup>4</sup> womit auch der Zugang zur Samenspende für verheiratete Frauenpaare geöffnet wurde.<sup>5</sup> Der Slogan der Lesbenorganisation Schweiz „Ehe für alle. Samen für alle“<sup>6</sup>, fand so nach anfänglicher Ablehnung schließlich doch noch eine Mehrheit im Parlament. Doch wurden damit auch Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit verabschiedet? Ein genauer Blick in die Regelung und deren Begründung weist neben allem Wandel auch auf die Persistenz dieser Prinzipien hin. Die Ehefrau der gebärenden Mutter erhält zwar automatisch die Stellung als zweiter Elternteil, aber nur wenn die Samenspende mit ärztlicher Begleitung in der Schweiz stattfindet. Dies bedeutet, dass bei einer Samenspende im Ausland oder im privaten Kontext ohne fortpflanzungsmedizinische Begleitung die Elternschaft der Co-Mutter weiterhin nur mittels einer „Stiefkindadoption“<sup>7</sup> entstehen kann. Der Nationalrat, die „Volkskammer“ des Parlaments, hatte die automatische gemeinsame Elternschaft noch weiter gefasst. Der Bundesrat, die Schweizer Regierung, stellte sich aber in den parlamentarischen Beratungen dagegen. Justizministerin Karin Keller-Sutter argumentierte:

---

2 Vgl. namentlich Oberlandesgericht Celle 2021; Kammergericht Berlin 2021; dazu Völzmann 2021

3 Mit der Öffnung der Ehe werden die Bestimmungen betreffend die gemeinschaftliche Adoption durch verheiratete Personen, Art. 264a Abs. 1 Zivilgesetzbuch (ZGB) sowohl auf verschieden- wie auf gleichgeschlechtliche Ehepaare Anwendung finden (vgl. Kommission für Rechtsfragen Nationalrat 2019: 8610).

4 Neuer Art. 255a ZGB: „Ist die Mutter zum Zeitpunkt der Geburt mit einer Frau verheiratet und wurde das Kind nach den Bestimmungen des Fortpflanzungsmedizingesetzes vom 18. Dezember 1998 durch eine Samenspende gezeugt, so gilt die Ehefrau der Mutter als der andere Elternteil.“

5 Art. 3 FMedG, wonach gespendete Samenzellen nur bei Ehepaaren verwendet werden dürfen, wird sich nach Inkrafttreten des neuen Rechts auch auf Frauenpaare beziehen.

6 Vgl. das Bild auf: <https://www.srf.ch/news/schweiz/entscheid-der-rechtsspenden-ehe-fuer-alle-aber-keine-samenspenden-fuer-lesben>.

7 Artikel 264c Zivilgesetzbuch

„Nach der nationalrätlichen Regelung käme die Elternschaftsvermutung auch dann zur Anwendung, wenn das Kind durch eine privat durchgeführte Insemination, eine sogenannte Becherspende, oder auf natürliche Weise gezeugt wurde. So ist es aber unmöglich, dass ein Vater überhaupt ins Register eingetragen werden kann. Da stellen sich natürlich heikle Fragen. Wie stellt man sicher, dass das Kind überhaupt erfährt, wer sein genetischer Vater ist? Welche Rechtsstellung hat der Spender? Welche Rolle soll er im Leben des Kindes spielen? Dem Bundesrat ist es ein Anliegen, dass diese Fragen beantwortet werden, bevor es mehr Fälle gibt.“<sup>8</sup>

In diesen bundesrätlichen Ausführungen ist zwar die Legitimität rechtlicher Elternschaft gleichgeschlechtlicher Paare mit dem Hinweis auf die gewachsene Beziehung zum Kind nicht in Frage gestellt. Die Kenntnis der biologischen Abstammungsverhältnisse wird aber implizit bei gleichgeschlechtlichen Paaren als wichtiger erachtet als bei verschiedengeschlechtlichen Wunscheltern, die ohne Weiteres im Ausland eine anonyme Samenspende in Anspruch nehmen können, ohne die rechtliche Elternschaft des nicht genetischen Vaters aufs Spiel zu setzen. Die Hervorhebung der Bedeutung der Kenntnis der Identität des genetischen Vaters bewirkt eine Verlagerung der Norm der heterosexuellen Elternschaft auf die Ebene der Kenntnis der Abstammung. Die Konzeption des Bundesrats ist noch weit entfernt von einem Kindschaftsrecht jenseits der Norm der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit.

Nach diesem Auftakt geht es darum zu klären, welche Begriffe aktuell im Rechtsdiskurs verwendet werden, um Elternschaft zu fassen und welche Entwicklungen des Rechts wir aktuell in Europa beobachten können (II.). Daraufhin werde ich dem Beitrag der Gender Studies und im speziellen der rechtlichen Geschlechterstudien zur Analyse dieser Umwälzungen des Rechts und der Weiterentwicklung von rechtlicher Elternschaft nachgehen (III.). Schließlich werde ich einige Elemente eines Rechts der Elternschaft jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit skizzieren (IV.).

---

8 Bundesrätin Karin Keller-Sutter, Amtliches Bulletin Ständerat 2020: 1110

## II. Begriffe und Entwicklungen

### 1. Rechtliche Konzepte von Elternschaft

Zunächst ist einmal zu klären, worum es begrifflich geht. Die Entstehung eines rechtlichen Kindesverhältnisses zwischen einem Elternteil und dem Kind ist Gegenstand des Abstammungsrechts.<sup>9</sup> In Europa entsteht das Kindesverhältnis durch Geburt, durch Anerkennung, kraft Ehe oder Partnerschaft mit der gebärenden Person, oder schliesslich durch Adoption. Es bestehen sodann Möglichkeiten, ein einmal entstandenes Kindesverhältnis anzufechten, namentlich wenn es nicht mit der genetischen Abstammung übereinstimmt. Das Kindesverhältnis ist mit bestimmten Wirkungen verbunden. So können die rechtlichen Eltern die elterliche Sorge respektive Obsorge innehaben, die Obhut respektive Betreuung, wie auch die gesetzliche Vertretung des Kindes ausüben bspw. wenn es um medizinische Entscheidungen geht.

Wenn Juristinnen und Juristen über Abstammungsrecht diskutieren, dann unterscheiden sie in der Regel verschiedene Formen von Elternschaft. Zunächst ist die *genetische Elternschaft* zu nennen, welche darüber Auskunft gibt, welche Keimzellen, also welche Spermien und Eizellen bei der Zeugung zusammengekommen sind. Sodann die *biologische Elternschaft*, ein Begriff, der dort seine Bedeutung entfaltet, wo die gebärende Mutter nicht zugleich die genetische Mutter ist, so namentlich nach einer Eizellspende, oder bei der Verwendung der Eizelle der einen Mutter und dem Austragen des Kindes durch die andere Mutter bei der gemeinsamen Elternschaft zweier Frauen, oder schließlich bei einer Leihmutterchaft unter Verwendung der Eizellen der Wunschmutter. Die biologische und genetische Elternschaft stimmt in vielen Fällen mit der *psychosozialen* und der *rechtlichen Elternschaft* überein, so in der traditionellen Kernfamilie mit Vater, Mutter, Kind. Diese Übereinstimmung gilt noch einigen Vertreterinnen und Vertretern der Familienrechtslehre als Norm mit Leitbildfunktion, es kann aber schon lange nicht mehr von einer „herrschenden Lehre“ gesprochen werden.

---

9 Vgl. dazu rechtsvergleichend Schwenzler 2007

## 2. Aktuelle Rechtsentwicklungen

Zur Auflösung bisheriger Vorstellungen tragen auch Rechtsentwicklungen bei, die im Rahmen von rechtspolitischen Kämpfen in der Gesetzgebung und strategischer Prozessführung vor nationalen Gerichten und dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte erreicht wurden.

In einem ersten Schritt ist vielerorts die Möglichkeit eingeführt worden, dass bei der gleichgeschlechtlichen Elternschaft der zweite Elternteil über eine sogenannte Stiefkindadoption ein Kindesverhältnis zum Kind herstellen kann.<sup>10</sup> Jünger ist der Zugang zur sogenannten Fremdkindadoption, also der Adoption eines Kindes, das mit keinem der Eltern in einer verwandtschaftlichen Beziehung steht, für gleichgeschlechtliche Paare.<sup>11</sup> Zudem ist zunehmend in europäischen Ländern die Samenspende auch für Frauenpaare zugänglich. Mancherorts, so in Österreich, und zukünftig in der Schweiz, gilt die (Ehe-)Partnerin der gebärenden Mutter nach einer Samenspende automatisch nach der Geburt als Elternteil.<sup>12</sup>

Die jüngere Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte erklärt schließlich rechtliche Regelungen, die für die Änderung des Geschlechtseintrags von Transgender-Personen eine sogenannte operative Geschlechtsumwandlung und die Fortpflanzungsfähigkeit verlangen, als konventionswidrig.<sup>13</sup> Diese neue Praxis führt dazu, dass neu eine Person, die personenstandsrechtlich als Mann gilt, ein Kind gebären kann und eine Person, die personenstandsrechtlich als Frau eingetragen ist, mittels Spermien an der Zeugung des Kindes beteiligt werden kann. Es fragt sich, welche Bezeichnung für sie passend ist: Mutter oder Vater oder etwas anderes?

Noch zugespitzter stellt sich diese Frage für Menschen, die als divers oder ohne Geschlechtsangabe im Personenstandsregister eingetragen sind, wie es in Deutsch-

---

10 Österreich: §197 Abs. 4 ABGB; Deutschland: §1741 BGB (in der Ehe), §9 Abs. 7 LPartG (in der Lebenspartnerschaft), §1766a BGB (nicht miteinander verheiratete oder verpartnerte Lebenspartner\*innen); Schweiz: Art. 264c ZGB.

11 Österreich: Verfassungsgerichtshof, Entscheidung vom 11.12.2014, G 119-120/2014; Deutschland: §1741 Abs. 2 BGB (nur Ehepaare); Schweiz: Art. 264a Abs. 1 ZGB (nur Ehepaare)

12 Österreich: §144 Abs. 2 ABGB; Schweiz: siehe oben Fn. 4.

13 EGMR, 6.4.2017, A. P., Garçon und Nicot gegen Frankreich (79885/12, 52471/13 und 52596/13); EGMR, 19.1.2021, X und Y gegen Rumänien (2145/16 und 20607/16)

land und Österreich seit wenigen Jahren möglich ist.<sup>14</sup> In vielen Rechtsordnungen führt allerdings das Gebären eines Kindes notwendigerweise zur Position der Mutter, auch für den Trans\*mann,<sup>15</sup> der Beitrag von Samenzellen zur Zeugung notwendigerweise zur Position des Vaters, auch für die Trans\*frau.<sup>16</sup> Das geltende Recht anerkennt damit trans\*- oder inter\*geschlechtliche Personen nicht immer in der Elternrolle, die ihrer Geschlechtsidentität entspricht.

Zwar haben also zahlreiche Entwicklungen stattgefunden, aber ohne die Grundannahmen des Abstammungsrechts in Frage zu stellen. Die in rechtspolitischen Kämpfen und strategischer Prozessführung erstrittenen Erfolge haben zu gewissen Öffnungen hin zu mehr Anerkennung einer Vielfalt von Familienformen geführt, aber nach wie vor beruhen die meisten zivilrechtlichen Kodifikationen auf der Idee der Übereinstimmung von rechtlicher und genetischer Elternschaft und der Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit als Norm. Es finden daher in verschiedenen Ländern in Sachverständigenkommissionen Diskussionen über die Neuorientierung des Abstammungsrechts statt.<sup>17</sup> Im Hinblick auf eine diskriminierungsfreie Gestaltung dieses Rechtsbereichs stehen drei Fragen im Vordergrund: Auf welcher Grundlage soll das rechtliche Kindesverhältnis beruhen? Sollte Elternschaft zukünftig geschlechtsneutral verfasst sein? Soll es bei zwei Elternpositionen bleiben, oder braucht es mehr, und wenn ja wie viele? Bevor ich mich dieser Debatte zuwende, möchte ich aber zunächst den Beitrag der Legal Gender Studies und der Gender Studies allgemein klären.

### III. Der Beitrag der (Legal) Gender Studies

Ich möchte vier Beiträge besonders beleuchten. Was Gender Studies und Legal Gender Studies leisten, ist: Reproduktion zu historisieren und damit zu de-essentialisieren,

---

14 Deutschland §22 Abs. 3 und §45b Personenstandsgesetz; Österreich: Verfassungsgerichtshof, Entscheidung vom 15. Juni 2018, G 77/2018-9: Menschen mit alternativer Geschlechtsidentität stehen die Bezeichnungen „divers“, „inter“ oder „offen“ zur Verfügung.

15 Deutschland: BGH, Beschluss vom 6. September 2017, XII ZB 660/14 = FamRZ 2017, 1855 ff. ; vgl. für weitere Nachweise Büchler/Cottier (2020: 882)

16 Deutschland: BGH, Beschluss vom 29. November 2017, XII ZB 459/16 = FamRZ 2018, 290 f.

17 Vgl. etwa Deutschland: Arbeitskreis Abstammungsrecht (2017); Schweiz: Expert-inn-engruppe „Abstammungsrecht“ (2021)

Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit als Normen zu hinterfragen, die grund- und menschenrechtliche Argumentation zu reflektieren und damit auch weiterzuentwickeln und die Macht des Rechts, wie auch den Widerstand dagegen sichtbar zu machen.

## 1. Reproduktion historisieren und damit de-essentialisieren

Es ist insbesondere der historischen und kulturwissenschaftlichen Forschung zu verdanken, Reproduktion zu historisieren und damit zu de-essentialisieren. Andreas Bernard zeigt auf, wie die heute als Norm gedachte bürgerliche Kleinfamilie erst im 18. Jahrhundert entstand, im Rahmen des Aufkommens einer liberalen, kapitalistisch organisierten Marktwirtschaft. Die für diese Familienform prägende emotionale Nähe zwischen Ehegatt:innen und Kindern sei verstärkt worden durch medizinische Entwicklungen, der sogenannten epigenetischen Theorie, welche im Gegensatz zu früheren Theorien die gleichen Anteile von Mann und Frau an der Zeugung betonten. Die heutigen Vorbehalte gegen die Reproduktionsmedizin führt Bernard auf diese historischen und immer noch wirkmächtigen Ursprünge zurück.<sup>18</sup> Christina von Braun sieht ihrerseits die Bedingungen der Liberalisierung der Reproduktion und Pluralisierung der Familienformen im 20. Jahrhundert in der Entwicklung der Fortpflanzungsmedizin begründet. Sie hält es für „keinen Zufall, dass der Kampf für die Entkriminalisierung gleichgeschlechtlicher Beziehungen, der schließlich in die Legitimierung der gleichgeschlechtlichen Ehe einmündete, an der historischen Schwelle um 1900 einsetzte, als die Technologie die biologische Fortpflanzung ins Labor zu holen und die Reproduktion zu reproduzieren begann. Dieser Schritt setzte den Sexualtrieb auf freien Fuß, d. h. er wurde von seiner Fortpflanzungspflicht entbunden, und das kulturelle Regelwerk, das bis dahin über die Sexualität bestimmt hatte, verlor seine Funktion.“<sup>19</sup>

Historische und kulturwissenschaftliche Forschung ist insofern für die rechtswissenschaftliche und rechtspolitische Debatte wesentlich, als sie deutlich macht, dass Vorstellungen von Fortpflanzung, Verwandtschaft, Elternschaft und der Ordnung der Geschlechter sich in den letzten zweihundert Jahren bereits stark gewandelt haben, und dass es sich dabei nicht um eine *Abkehr* von einer natürlichen Ordnung handelt,

---

<sup>18</sup> Bernard 2014: 417ff.

<sup>19</sup> von Braun 2018: 435

wie es von gewissen Stimmen in der laufenden Debatte vorgebracht wird, sondern dass Elternschaft immer schon kulturell definiert war und damit der Veränderung zugänglich.

In den Rechtswissenschaften und in der Gesellschaft allgemein hält sich allerdings zum Teil noch die Idee, dass das Abstammungsrecht seit Menschengedenken an den gleichen, universell geltenden Prinzipien der genetischen Wahrheit, der Vorrangstellung der ehelichen Fortpflanzung und der Polarität von Vater und Mutter orientiert sei. Es ist deshalb nicht überraschend, dass der Infragestellung von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit durch die (Legal) Gender Studies zum Teil mit Widerstand begegnet wird (dazu 2.).

Rechtstechnisch werden im geltenden Recht die genannten Leitbilder dadurch abgesichert, dass das Abstammungsrecht kontrafaktische Erwartungen stabilisiert, also normative Erwartungen aufrechterhält, auch wenn sie nicht den Fakten entsprechen. Dies hat Caroline Voithofer schön am österreichischen Beispiel aufgezeigt. Sie stellt zur Vermutung der Vaterschaft kraft Ehe mit der Mutter fest: „Es wird ohne auf die genetische Abstammung oder Zeugungsart des Kindes abzustellen, die Person als Vater statuiert, die sich erwartungsgemäß um das Kind kümmern wird und damit zugleich die allenfalls kontrafaktische Erwartung, wonach der Ehemann der Mutter der genetische Vater des Kindes ist, stabilisiert.“<sup>20</sup> Das Recht bestätigt also die Erwartung, dass der Ehemann der Mutter der genetische Vater des Kindes sei, obwohl in einer gewissen Anzahl von Fällen die biologischen Fakten andere sind.

## 2. Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit hinterfragen

Gender Studies stellen Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit als Normen in Frage. Sie setzen der herkömmlichen Grundannahme, dass jedes Kind notwendigerweise nur *einen* Vater und *eine* Mutter hat, eine Analyse entgegen, die von der Vielfalt der tatsächlich gelebten Identitäten, Beziehungs- und Familienformen ausgeht.<sup>21</sup> Indem Elternschaft als gesellschaftliches und rechtliches Konstrukt verstanden wird, das einem historischen Wandel unterliegt und der gesellschaftlichen Debatte zugänglich ist, wird ein Recht denkbar, das das Verhältnis zwischen verschie-

---

<sup>20</sup> Voithofer 2016

<sup>21</sup> Vgl. etwa Peukert et al. 2020

dengeschlechtlicher Cis\*Elternschaft auf der einen und gleichgeschlechtlicher, nicht binärer oder Trans\*-Elternschaft auf der anderen nicht mehr als eines von Norm und Abweichung versteht.

Wie grundstürzend diese Infragestellung der heteronormativen Zweigeschlechterordnung von der Familienrechtslehre wahrgenommen wird, zeigt die folgende Passage aus einem führenden französischen Familienrechtslehrbuch:

„Die homosexuelle Forderung – Diese Forderung, die sowohl auf dem Fortschritt der wissenschaftlichen Technologie als auch auf dem Wunsch nach einer stärkeren Achtung der Grundrechte beruht, führt zu einem radikalen Umbruch in den traditionellen Systemen der Verwandtschaft und Abstammung, weil sie ihre Heterosexualität in Frage stellt. Weit entfernt von einer einfachen ‚gesellschaftlichen‘ Revolution, wie gerne gesagt wird, stellt die Anerkennung einer ‚eingeschlechtlichen‘ Doppelabstammung im Rahmen eines entgeschlechtlichten Kindschaftsrechts oder gar einer ‚desexualisierten‘ Fortpflanzung einen Bruch dar: einen sozialen Bruch, einen anthropologischen Bruch; einen rechtlichen Bruch auch, weil bisher alle Regeln des Abstammungsrechts auf dem heterosexuellen biologischen Modell aufgebaut waren.“<sup>22</sup>

Während die Bezugnahme auf psychoanalytisch-strukturalistische Denkweisen eine französische Besonderheit darstellt,<sup>23</sup> finden sich auch in anderen europäischen Ländern Stimmen in der Rechtslehre, die die Abkehr vom Leitbild der heterosexuell gedachten „natürlichen“ Fortpflanzung und der Polarität von „Vater“ und „Mutter“ kritisch kommentieren.<sup>24</sup>

### 3. Grund- und menschenrechtliche Argumentation reflektieren

Eine weitere Richtung der Legal Gender Studies trägt zur Reflexion über die Argumentation mit den Grund- und Menschenrechten bei. Insbesondere verfassungs- und internationalrechtlich verbürgte Gleichheitsgarantien und Diskriminierungsverbote

---

22 Malaurie/Fulchiron 2018: N 1433; Übersetzung MC

23 Vgl. Cottier 2022

24 Vgl. etwa Meier 2021 zur Diskussion um das Schweizer Abstammungsrecht und Ladeur 2021 zur deutschen Debatte

werden benötigt, um in rechtlichen Verfahren erfolgreich gegen Ausschlüsse, Diskriminierungen und Benachteiligungen vorzugehen.<sup>25</sup> Argumente der Gleichstellung und der Diskriminierung können allerdings zum Nachteil haben, dass queere Familien begründen müssen, weshalb sie vergleichbar sind mit Familien von cis\* Personen, die heterosexuell orientiert sind, womit sich das Verfahrensthema auf ihre Geschlechtsidentität und sexuelle Orientierung fokussiert, mit entsprechenden essentialisierenden Wirkungen. Es stellt sich die Frage nach den rechtstheoretischen Alternativen.

Ulrike Lembke schlägt im Anschluss an Laura Adamietz<sup>26</sup> als Lösung vor, das Geschlechtsdiskriminierungsverbot als Verbot der Diskriminierung auf Grund des *Geschlechts als Erwartung* zu verstehen. Damit ist gemeint, dass der Diskriminierungsschutz nicht an die sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität anknüpft, also an die Kategorisierung als homosexuell oder inter\*, trans\* oder nicht binär, sondern an eine normative Erwartung, die diskriminierend wirkt. Es wird konkret danach gefragt, welche Regelungen benachteiligende Folgen für gewisse Menschen haben, die der Erwartung nicht entsprechen, womit die schädlichen Wirkungen der Normen der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit in den Fokus rücken. Es geht darum, die diskriminierenden Wirkungen zu beseitigen, und nicht den Menschen mit „abweichenden“ Geschlechtsidentitäten und sexuellen Orientierungen „gleiche Rechte“ wie den normkonformen Menschen zu garantieren. Dieser führt in der Regel zu rechtlichen Regelungen, die statt an Geschlecht und sexuelle Orientierung an Bedürfnisse und Lebenslagen anknüpfen.<sup>27</sup> Statt also danach zu fragen, ob gleichgeschlechtliche Eltern vergleichbar sind mit verschiedengeschlechtlichen und deshalb ihre Elternschaft gleich behandelt werden sollte, wird danach gefragt, welche Bedürfnisse Kinder und Eltern im Allgemeinen haben, unabhängig von sexueller Orientierung und Geschlecht, und für welche Lebenslagen Regelungen getroffen werden müssen.<sup>28</sup>

---

25 Vgl. Holzleithner 2013

26 Adamietz 2011

27 Lembke 2017

28 So auch Mesquita/Nay 2013: 212 mit Verweis auf Schenk 2005

#### 4. Die Macht des Rechts, wie auch den Widerstand dagegen sichtbar machen

Ein weiterer Beitrag der Geschlechterstudien liegt darin, die Macht des Rechts, aber auch die Möglichkeiten des Widerstands dagegen aufzuzeigen. Yv Nay etwa rekonstruiert, dass sich im Zuge der Erweiterung der rechtlichen Anerkennung auf neue Familienformen eine normalisierende Verengung im Verständnis familialer Lebensweisen von LGBT\*Q beobachten lässt, die paradoxerweise die herrschende Auffassung einer ‚normalen‘ Familie erneut bestärkt.<sup>29</sup> In ihrer Studie „Legalizing LGBT Families: How the Law Shapes Parenthood“ zeichnen Amanda Baumle und D’Lane Compton Strategien von LGBT Familien im Widerstand zum Recht nach. Diese Familien verwenden das Recht gegen es selbst, dadurch dass sie sich wortgetreu an das geschriebene Recht halten, indem sie zum Beispiel Leistungen der Fortpflanzungsmedizin, die aufgrund einer pronatalistischen Politik in einem republikanisch regierten Bundesstaat für heterosexuelle Paare gedacht sind, ebenfalls in Anspruch nehmen, obwohl es die entsprechende Policy nicht so intendiert hatte. Sie geben sich als alleinstehend aus, um eine Adoption durch eine Einzelperson zu erreichen, ändern Rechts- oder Verwaltungsdokumente, um sie für ihre Elternschaft besser in Passung zu bringen oder schreiten zum Gesetzesbruch, wenn zum Beispiel der Wohnsitz im Haus von Freunden, in einem anderen, LGBT-freundlicheren Bundesstaat vorgetäuscht wird. Die Autorinnen verstehen auch die Beschwerde gegen ungerechte Praktiken über politische und formell-rechtliche Wege im Sinne strategischer Prozessführung und von Gesetzgebungspolitik als Widerstand zum Recht.<sup>30</sup>

Aus rechtssoziologischer Perspektive können auch das geltende Recht unterlaufende oder in Frage stellende widerständige Praktiken als Quellen der Rechtentwicklung verstanden werden, im Sinne des „lebenden Rechts“ Eugen Ehrlichs in einer aktualisierten Interpretation.<sup>31</sup> Sie stellen insofern wertvolle Wissensbestände dar, wenn es darum geht, das Recht neu an Bedürfnissen und Lebenslagen einer Vielfalt von Familien auszurichten.

---

29 Nay 2017

30 Baumle/Compton 2015: 190

31 Vgl. Cottier 2019

## IV. Ein Abstammungsrecht jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit

### 1. Neue Grundlagen für das rechtliche Kindesverhältnis

Angesichts der grundlegenden Infragestellungen gewisser Grundannahmen des bisherigen Abstammungsrechts, nicht nur durch die Legal Gender Studies, sondern auch durch die aktuelle Rechtsentwicklung, stellt sich die Frage, welche denn die Grundlagen für das rechtliche Kindesverhältnis in Zukunft sein sollen. Im Kern geht es um die Bedeutung von genetischer, biologischer, intentionaler und psychosozialer Elternschaft bei der Begründung und Anfechtung von Elternschaft sowie um die Frage der Bedeutung des Status der Elternbeziehung (Ehe, eingetragene Partnerschaft) für das Kindesverhältnis.

Damit zusammenhängende Fragen sind: Soll Schwangerschaft und Geburt nach wie vor zu einer automatischen Elternschaft führen oder sollte nicht auch die gebärende Person das Kind anerkennen müssen? Wie steht es mit der genetischen Abstammung? Soll diese in Konfliktfällen, wenn also der genetische Vater sich mit dem psychosozialen Vater um die Elternschaft streitet, nach wie vor eine Vorzugstellung genießen? Sollen Ehe oder eingetragene Partnerschaft immer noch zur automatischen Entstehung des Kindesverhältnisses führen? Wann soll die psychosoziale Elternschaft, im Sinn der Übernahme von Verantwortung und von Aufgaben in der Betreuung des Kindes massgebend sein? Soll sie sich durchsetzen, wenn der genetische Elternteil die Elternstellung für sich beansprucht? Oder soll das ganze Abstammungsrecht auf der Intention aufbauen, sollten also Menschen, die zweiter, dritter oder vierter Elternteil werden möchten, das Kind anerkennen können, unabhängig von einer Ehe oder einer genetischen Beziehung?

Es zeichnet sich in diesen Debatten ab, dass aktuell eine gewisse Verschiebung stattfindet von der starken Bedeutung genetischer Abstammung sowie von Ehe oder eingetragener Partnerschaft hin zu psychosozialer Elternschaft und Intention als Grundlagen des Kindesverhältnisses.<sup>32</sup> Aus Sicht des Ziels eines Rechts der Elternschaft jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit ist das Leitbild intentionaler Elternschaft insofern interessant, als es losgelöst von biologischen Beiträgen,

---

32 Grundlegend: Schwenger/Dimsey 2006

und der geschlechtlichen Zusammensetzung des Elternpaares (oder der Gruppe von Eltern, dazu sogleich), das Kindesverhältnis in erster Linie zu den Personen entstehen lässt, die tatsächlich für die Betreuung und Erziehung des Kindes Verantwortung übernehmen.

## 2. Geschlechtsneutrale Elternschaft

Wie ich bereits festgestellt habe, anerkennt das geltende Recht trans\*-, inter\*geschlechtliche und nonbinäre Personen nicht immer in der Elternrolle, die ihrer Geschlechtsidentität entspricht. Andrea Büchler und ich selbst haben argumentiert, dass angesichts dieser Missachtung des Rechts auf geschlechtliche Identität und auf Schutz des Familienlebens die Aufhebung der Mutter-Vater-Dyade und die Einführung von geschlechtsneutralen Elternpositionen die beste Lösung darstellt.<sup>33</sup> Ein Vorbild ist das Recht der kanadischen Provinz Ontario: Der neue *Children's Law Reform Act 2016* von Ontario, der durch den *All Families are Equal Act* reformiert wurde, zeichnet sich dadurch aus, dass er für eine Pluralität von Familienkonstellationen angemessene Lösungen vorsieht, so auch für Familien, die mit Hilfe der Fortpflanzungsmedizin entstanden sind, für gleichgeschlechtliche sowie für trans\*- und inter\*geschlechtliche Eltern.<sup>34</sup> Im Interesse der letzten zwei verzichtet das Gesetz auf die Bezeichnungen „Vater“ und „Mutter“ und sieht die geschlechtsneutrale Elternbezeichnung „parent“ vor. Für die das Kind gebärende Person wird der Begriff „birth parent/parent de naissance“ verwendet, weitere (bis vier) Elternteile sind „parents“.<sup>35</sup> Zunächst entsteht das Kindesverhältnis gegenüber dem Geburtselternanteil<sup>36</sup> mit Ausnahme der Leihmutterchaft, bei der die Elternschaft aufgrund einer vorgeburtlichen Vereinbarung auf die Wunscheltern übergeht.<sup>37</sup> Ein Kindesverhältnis entsteht ebenfalls zur Person, deren Spermien im Rahmen von Geschlechtsverkehr zur Zeugung beigetragen haben,<sup>38</sup> aufgrund einer Elternschaftsvermutung zum Ehegatten oder zur Ehegattin

---

33 Büchler/Cottier 2020

34 Vgl. Leckey 2019: 301ff.

35 Section 1 (1) Children's Law Reform Act Ontario: „'birth parent' means, in relation to a child, the person who gives birth to the child ('parent de naissance')“; Section 4 (1): „A person is the child of his or her parents“.

36 Section 6 (1) Children's Law Reform Act Ontario

37 Section 10 f. Children's Law Reform Act Ontario

38 Section 7 (1) Children's Law Reform Act Ontario

des Geburtseelternteils;<sup>39</sup> und zum Elternteil, der der Zeugung mittels Fortpflanzungsmedizin oder Insemination mit Spendersamen zugestimmt hat.<sup>40</sup>

Unser Argument für den Verzicht auf die rechtliche Festlegung von Eltern auf die geschlechterkonnotierten Positionen von „Mutter“ und „Vater“ ist, dass nur diese Lösung dem Recht auf geschlechtliche Identität, auf persönliche Freiheit, auf körperliche Unversehrtheit und auf Schutz des Familienlebens gerecht wird. Menschen, deren Identität und Körper nicht mit den gängigen Normen betreffend Geschlecht und Fortpflanzung übereinstimmen, wie auch ihre Kinder und Miteltern, werden davon entlastet, mit einer rechtlichen Kategorisierung leben zu müssen, die in keiner Weise zu ihrer familiären Realität passt. Jede Familie ist damit frei, im sozialen Leben die Elternbezeichnungen zu verwenden, die ihr am besten entsprechen.<sup>41</sup>

### 3. Zwei Eltern oder mehr?

Es stellt sich sodann die Frage, ob nicht auch mehr als zwei Eltern ein rechtliches Eltern-Kind-Verhältnis zu einem Kind begründen können sollten. Diese Möglichkeit würde bei Elternschaftsprojekten Sinn machen, wo sich mehr als zwei Erwachsene zusammentun, um ein Kind großzuziehen, zum Beispiel ein Frauenpaar mit dem biologischen Vater, ein Frauen- und ein Männerpaar zusammen, oder Menschen in polyamoren Beziehungsgemeinschaften.<sup>42</sup> Auch hier könnte das Recht der kanadischen Provinz Ontario Vorbild sein: Demnach kann ein Kindesverhältnis zu bis zu vier Personen auch ausserhalb des fortpflanzungsmedizinischen Kontextes durch eine Vereinbarung unter allen beteiligten Wunscheltern vor der Zeugung (*pre-conception parentage agreement*) entstehen.<sup>43</sup>

Plurale Elternschaft gehört insofern zum Projekt eines Rechts der Elternschaft jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit, als die Beschränkung auf zwei Elternpositionen eng mit der Leitidee der bürgerlichen, auf der Ehe von Mann und Frau beruhenden Kleinfamilie verbunden ist. Die Verabschiedung dieses Leitbilds ermöglicht es, ein Kindschaftsrecht zu entwickeln, das für alle Formen gelebter Elternschaft,

---

39 Section 7 (2) Children's Law Reform Act Ontario

40 Section 8 Children's Law Reform Act Ontario

41 Büchler/Cottier 2020: 889

42 Vgl. Mayer 2020

43 Section 9 Children's Law Reform Act Ontario

und damit auch für Konstellationen der Mehr Elternschaft angemessene Lösungen zur Verfügung stellt – gerade auch für den Konfliktfall<sup>44</sup> – und damit an Bedürfnissen und Lebenslagen von Familien orientiert ist.

## V. Ausblick

Im Sinne eines vorsichtig optimistischen Ausblicks schließe ich mit der Beobachtung, dass die Verwirklichung eines Rechts der Elternschaft jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit heute nicht mehr eine Utopie, sondern eine erreichbare Möglichkeit darstellt. Allerdings: auch wenn familienrechtliche Institutionen für eine Vielfalt von Familienformen geöffnet werden, wird das Recht weiterhin seine Machtwirkungen in Familien entfalten, und Eltern und Kinder mit Normen und Erwartungen konfrontieren, an denen sie sich abarbeiten müssen. Es ist zudem zu erwarten, dass Normen der Heterosexualität und die Bipolarität der Geschlechterordnung auch nach Einführung einer geschlechtsneutralen und pluralen Gesetzgebung auf der Ebene der Gesellschaft und damit auch der Rechtsanwendung wirkmächtig bleiben werden. Entsprechend kann das Ziel einer diskriminierungsfreien rechtlichen Rahmung von Elternschaft nicht durch Gesetzgebungspolitik allein erreicht werden, sondern verlangt nach kritischer Beobachtung und Begleitung auch der Umsetzung in der alltäglichen Rechtspraxis.

## Bibliographie

Adamietz, Laura (2011): *Geschlecht als Erwartung*. Baden-Baden: Nomos.

Arbeitskreis Abstammungsrecht (2017): *Abschlussbericht, Empfehlungen für eine Reform des Abstammungsrechts*. Berlin/Köln: Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz.

Baumle, Amanda K./Compton, D' Lane R. (2015): *Legalizing LGBT Families: How the Law Shapes Parenthood*. New York: New York University Press.

---

44 Vgl. Sanders 2018: 452

- Bernard, Andreas (2014): *Kinder machen. Neue Reproduktionstechnologien und die Ordnung der Familie*. Frankfurt: S. Fischer (e-book).
- Büchler, Andrea/Cottier, Michelle (2020): „Transgender, Intersex und Elternschaft in der Schweiz und im Rechtsvergleich“. In: *FamPra.ch* 2020, 875-889.
- Cottier, Michelle (2019): „Interdisziplinäre Rechtsvergleichung“. Boulanger, Christian/Rosenstock, Julika/Singelstein, Tobias (Hg.): *Interdisziplinäre Rechtsforschung*. Wiesbaden: Springer VS, 109-123.
- Cottier, Michelle (2022): „Elternschaft und Geschlechterdifferenz. Die Bedeutung der Psychoanalyse in aktuellen Debatten um das Familienrecht in Frankreich“. Vesting, Thomas/Koriath, Stefan/Augsberg, Ino (Hg.): *Im Namen des Vaters. Gesetz – Geschlecht – Familie*. Wien: Turia + Kant, 162-194.
- Dethloff, Nina (2017): *Abstammung und Verantwortung. Elternschaft bei assistierter Reproduktion als Aufgabe der Rechtspolitik*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Expert-inn-engruppe „Abstammungsrecht“ (2021): *Reformbedarf im Abstammungsrecht. Bericht und Empfehlungen*. Bern: Bundesamt für Justiz.
- Holzleithner, Elisabeth (2013): „Was sollen «wir» wollen? Debatten über rechtlich institutionalisierte Beziehungen“. Bannwart, Bettina et al. (Hg.): *Keine Zeit für Utopien? Perspektiven der Lebensformenpolitik im Recht*. Zürich/St. Gallen: DIKE, 169-192.
- Kammergericht Berlin (2021): „Kammergericht legt dem Bundesverfassungsgericht ein Verfahren betreffend die Feststellung von „Mit-Müttern“ als rechtliche Eltern wegen verfassungsrechtlicher Zweifel zur Prüfung vor (PM Nr. 17/2021, vom 25.03.2021)“. In: <https://www.berlin.de/gerichte/presse/pressemitteilungen-der-ordentlichen-gerichtsbarkeit/2021/pressemitteilung.1068978.php> (27.11.2021).
- Kommission für Rechtsfragen des Nationalrates (2019): „13.468 Parlamentarische Initiative Ehe für alle“. In: <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaefft?AffairId=20130468> (27.11.2021).
- Ladeur, Karl-Heinz (2021): „'Same-Sex-Marriage ... is still a novel concept' – Familienrecht ohne Vater?“. Vesting, Thomas/Koriath, Stefan/Augsberg, Ino (Hg.): *Im Namen des Vaters. Gesetz – Geschlecht – Familie*. Wien: Turia + Kant, 213-241.
- Leckey, Robert (2019): „One Parent, Three Parents: Judges and Ontario’s All Families Are Equal Act, 2016“. In: *International Journal of Law, Policy and the Family* 33/3, 298-315.
- Lembke, Ulrike (2017): „Das Versprechen der Gleichheit für gleichgeschlechtliche Paare“. Lembke, Ulrike (Hg.): *Regulierungen des Intimen. Sexualität und Recht im modernen Staat*. Wiesbaden: Springer VS, 177-196.

- Malaurie, Philippe/Fulchiron, Hugues (2018): *Droit de la famille*. 6. Auflage. Paris: LGDJ.
- Mayer, Gesa (2020): „'... auch wenn da jetzt nich' ihre Gene drinstecken.' Zur Bedeutung biologischer und sozialer Elternschaft in polyamorer Familienplanung“. In: *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, Sonderheft 5, 28-43.
- Meier, Philippe (2021): „La multiparenté en assemblée générale“. Clerc, Evelyne/Dunand, Jean-Philippe/Sprumont, Dominique (Hg.): *Alea jacta est: Santé! Mélanges en l'honneur d'Olivier Guillod*. Basel/Neuchâtel: Helbing & Lichtenhahn, 143-160.
- Mesquita, Sushila/Nay, Yv E. (2013): „We are Family!? Eine queerfeministische Analyse affektiver und diskursiver Praxen in der Familienformenpolitik“. Bannwart, Bettina et al. (Hg.): *Keine Zeit für Utopien? Perspektiven der Lebensformenpolitik im Recht*. Zürich/St. Gallen: DIKE, 193-218.
- Nay, Iv E. (2017): *Feeling Family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von ‚Regenbogenfamilien‘*. Wien: Zaglossus.
- Oberlandesgericht Celle (2021): „Verfassungsrechtliche Zweifel an fehlender Regelung der Elternstellung gleichgeschlechtlicher Partner“. In: <https://oberlandesgericht-celle.niedersachsen.de/startseite/aktuelles/presseinformationen/verfassungsrechtliche-zweifel-an-fehlender-regelung-der-elternstellung-gleichgeschlechtlicher-partner-198821.html> (27.11.2021).
- Peukert, Almut et al. (2020): „Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. Eine Einleitung“. In: *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, Sonderheft 5, 9-27.
- Sanders, Anne (2018): *Mehrelternschaft*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Schenk, Chris (2005): „Vom Ende der Eindeutigkeit und neuen Anstrengungen. Zu den politischen Folgen der Entgrenzung von Geschlecht, Sexualität und Beziehungsform“. In: *Freiburger FrauenStudien* 11/2, 17-18.
- Schwenzer, Ingeborg (2007): „Tensions Between Legal, Biological and Social Conceptions of Parentage“. Schwenzer, Ingeborg (Hg.): *Tensions Between Legal, Biological and Social Conceptions of Parentage*. Antwerpen/Oxford: Intersentia, 1-26.
- Schwenzer, Ingeborg/Dimsey, Mariel (2006): *Model Family Code. From a Global Perspective*. Antwerpen/Bern: Intersentia/Stämpfli.
- Voithofer, Caroline (2016): „Eltern-Kind-Verhältnisse im Spannungsfeld genetischer und sozialer Beziehungen: Ein Streifzug durch das österreichische Familienrecht“. In: *Fam-Pra.ch* 2016, 422-435.

Völzmann, Berit (2021): „Mutter, Mutter, Kind?!“. In: <https://verfassungsblog.de/mutter-mutter-kind/> (13.01.2022).

von Braun, Christina (2018): *Blutsbande. Verwandtschaft als Kulturgeschichte*. Berlin: Aufbau.

# Schöne Neue Digitale Organisationswelt: Offen für Diversität oder Exklusion durch Offenheit?

Leonhard Dobusch

---

## Einleitung

Im Jahr 2019 feierte die Universität Innsbruck ihren 350. Geburtstag. Krönender Abschluss eines Jubiläumsjahres voller Feierlichkeiten, Ausstellungen und Diskussionen war ein Zukunftskongress, gedacht als Geschenk der Universität an das Land Tirol. Geplant wurde der Zukunftskongress von vier Teams aus jeweils drei Kurator:innen, von denen jeweils mindestens eine, teilweise auch zwei weiblich waren und die jeweils einen Halbtage des Kongresses zu verantworten hatten. Am Eröffnungsabend des Zukunftskongresses sollte, nach einer Keynote eines Gastvortragenden, ein Mitglied jedes dieser vier Teams im Rahmen einer Podiumsdiskussion einen Ausblick auf das Programm der folgenden Tage liefern. Von meinem Team wurde ich als Sprecher nominiert, ging auf das Podium und fand mich plötzlich auf einem All-Male-Panel wieder: moderiert vom ehemaligen Rektor Töchterle hatten alle vier Kurator:innenteams einen Mann auf das Podium entsandt. Besonders peinlich war das für mich als Erstunterzeichner einer Erklärung, nicht mehr auf rein männlichen Podien zu sprechen. Das Ergebnis eines All-Male-Panels zur Eröffnung eines Zukunftskongresses war die Folge organisationaler Offenheit. Von Seiten der Veranstalter:innen gab es keine Einschränkungen jenseits der Vorgabe, dass jedes Team genau eine Person nominieren sollte. Im Ergebnis wurden so Tendenzen von männlich positionierten Akteur:innen zur unreflektiert-dominanten, öffentlichen Raumnahme reproduziert, die auch in offe-

nen digitalen Plattformen mit Phänomenen wie „Mansplaining“<sup>1</sup> an der Tagesordnung stehen.

Dieser Umstand ist gerade deshalb brisant, weil neue Formen digitaler Offenheit ursprünglich oftmals mit Vielfalts- und Gleichheitsutopien verknüpft wurden. Im Jahr 1996, zu einer Zeit, als das Internet gerade dabei war Massenmedium zu werden, imaginierte John Perry Barlow<sup>2</sup> in seiner vielzitierten „Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace“ „eine Welt, in der jeder Einzelne an jedem Ort seine oder ihre Überzeugungen ausdrücken darf, wie individuell sie auch sind, ohne Angst davor, im Schweißen der Konformität aufgehen zu müssen.“

Dieses „Erschaffen einer Welt“ war und ist durchaus wörtlich zu verstehen. Denn noch bevor es mit dem Internet überhaupt so richtig losging, war am MIT die Idee von Freier Software entstanden. Software, die „frei“ im Sinne von „Redefreiheit und nicht von Freibier“ war, wie der Gründer der Free Software Foundation Richard Stallman nicht müde wurde zu betonen.<sup>3</sup> Welch visionärer Überschuss mit dem Konzept von freier, heute in der Regel als Open-Source bezeichneten, Software bisweilen verknüpft wird, lässt sich unter anderem mit dem Beispiel der Linux-Version Ubuntu illustrieren. Ubuntu ist in Südafrika gegründet worden und der Name, er stammt aus den Bantusprachen, wird bisweilen übersetzt als „universelles Band des Teilens, das alles Menschliche verbindet.“<sup>4</sup>

Neben der für viele Menschen gar nicht so klar in ihrer Bedeutung und Verbreitung erkennbaren freien Software gibt es dann aber noch andere Beispiele, wo digital-kollaborativ eine Welt erschaffen wird, die im Mainstream der Internetnutzerinnen und -nutzer von großer Bedeutung ist, wie beispielsweise die Online-Enzyklopädie Wikipedia.<sup>5</sup> Denn auch die Wikipedia ist nach den Prinzipien freier Software entstanden und zu Beginn verwirklicht worden mit Hilfe einer Lizenz, die eigentlich für Handbücher freier Software entwickelt worden war.

Zentrales Versprechen der Wikipedia, das bis heute auf ihrer englischen Startseite steht, ist eine freie Enzyklopädie zu schaffen, an der jeder und jede – anyone – mit-schreiben kann. Und es gibt neue Formen politischen Engagements, wo auch jede

---

1 Bridges 2017

2 Vgl. Barlow 2015

3 Vgl. Dobusch 2008

4 Vgl. <https://www.ubuntuhelp.org/ueber-uns/> (Abruf: 14.01.2022)

5 Jemielniak 2020

und jeder – anyone – mitmachen kann, ohne sich zu erkennen geben zu müssen. Stattdessen versammelt man sich zum Beispiel unter dem Label „Anonymous“ für kollektiv-politisches Handeln.<sup>6</sup>

Doch wie offen sind solch radikal offene Ansätze wirklich? Gehen mit organisationaler Offenheit auch Potentiale für mehr Diversität in Organisationen einher, oder kommt es primär zu Problemen unstrukturierter oder sogar verschärfter Exklusion im Sinne einer Freeman'schen „Tyranny of Structurelessness“<sup>7</sup>? Wie ich im Folgenden zeigen werde, ist es nämlich in der Tat so, dass gerade offene Organisationskontexte keineswegs gegen Diversitätsdefizite gefeit sind, sondern vielmehr mit der Pfadabhängigkeit von importierten wie kreierte Diversitätsdefiziten zu kämpfen haben.

## Zur Offenheit von „offen“ markierten Organisationskontexten

Das Potential neuer digitaler Technologien für offen(er)e Organisationsformen zu nutzen, wird inzwischen mit Hilfe von verschiedenen Ansätzen verfolgt, die oft auch Offenheit oder Openness im Namen tragen.<sup>8</sup> Bereits kurz nach Perry Barlows Unabhängigkeitserklärung hat „Open Source“ den Begriff „Free Software“ bzw. Freie Software weitgehend abgelöst und sicher zur Akzeptanz des Konzepts auch in Unternehmen beigetragen, weil man jetzt nicht explizit betonen und erklären musste, dass es nicht um „Frei“ im Sinne von „Freibier“ geht. Stattdessen stand auch in der Bezeichnung schon der offene Zugang zum Software-Quellcode im Vordergrund.

Kurz darauf haben sich auch in der Wissenschaft die Bezeichnungen „Open Access“ und später „Open Science“ für eine Bewegung durchgesetzt, die darauf pocht, öffentlich finanzierte Forschung auch frei öffentlich zugänglich zu machen.<sup>9</sup> Und ganz im Sinn der Einheit von Forschung und Lehre wurde wenig später unter dem Label der „Open Educational Resources“ für Lehr- und Lernunterlagen Offenheit nicht nur gefordert, sondern auch praktiziert.<sup>10</sup> 2003 schließlich sorgte Henry Chesbrough mit seinem Bestseller zu „Open Innovation“ dafür, dass das bis dahin stark universitär

---

6 Dobusch/Schoeneborn 2015

7 Freeman 1973

8 Dobusch/Dobusch 2019

9 Fecher/Friesike 2014

10 Conole/Brown 2018

geprägtes Offenheits-Ideal auch Eingang in den betriebswirtschaftlichen Diskurs fand. Sein Kerngedanke war jener, dass Unternehmen, um innovativ sein zu können, immer auch auf externes Wissen zurückgreifen müssen. Das war schon immer so. Das – von manchen bezweifelt<sup>11</sup> – Neue bei „Open Innovation“ ist, diese Offenheit nicht nur hinzunehmen, sondern aktiv zu suchen, zu managen, zu organisieren, und sich dabei bisweilen digitaler Werkzeuge wie Crowdsourcing zu bedienen.

Quasi als Kombination von Open Access und Open Innovation entstand dann Open Data,<sup>12</sup> die Forderung öffentlich finanzierte Datenbestände offen lizenziert zugänglich zu machen und auf diese Weise mehr Menschen, Organisationen und Unternehmen die Möglichkeit zu geben, mit diesen Daten innovativ zu sein. Einen Schritt weiter gehen dann noch Ansätze von Open Government,<sup>13</sup> die Transparenz und Bürger:innenbeteiligung als zentrale Aufgabe digitalen Regierungs- und Verwaltungshandelns begreifen. Zu den jüngeren Offenheitsansätzen zählt schließlich Open Strategy, das Offenheit auch für strategisches Management einfordert.<sup>14,15</sup> Ähnlich wie bei Open Innovation sollen auch bei Open Strategy mehr Informationen über strategische Überlegungen (mit-)geteilt und mehr Menschen in Strategiefindung einbezogen werden, um für bessere Strategien und deren effektivere Implementierung zu sorgen.

All diese Beispiele haben gemeinsam, dass sie einen programmatischen, stark affirmativen Offenheitsansatz<sup>16</sup> verfolgen, der mit einer Wendung hin zu bzw. Steigerung von Offenheit eine Reihe von, je nach Domäne leicht unterschiedlichen Vorzügen verknüpft wird. Dazu zählen Effizienzsteigerungen durch neue und vielfältigere Ideen genauso wie bessere Verantwortlichkeit dank eines höheren Maßes an Transparenz.<sup>17</sup> Von offenen Strategiefindungsprozessen versprechen sich Whittington und Kolleg:innen<sup>18</sup> demnach mehr Transparenz nach Innen und Außen sowie mehr Inklusion von internen und externen Akteur:innen. Allerdings wird unter dem Begriff der „Inklusion“ in diesem Zusammenhang nicht dasselbe verstanden wie im Bereich der Geschlechter- und Diversitätsforschung, wo in jüngerer Vergangenheit ebenfalls zunehmend mit dem Inklus-

---

11 Trott/Hartmann 2009

12 Heimstädt 2017

13 Janssen et al. 2012

14 Whittington et al. 2011

15 Hautz et al. 2017

16 Dobusch/Dobusch 2019

17 Heimstädt/Dobusch 2020

18 Whittington et al. 2011: 531

sionsbegriff operiert wird.<sup>19</sup> Es lohnt sich also, die Frage zu stellen, wie sich Offenheit als Organisationsprinzip zu Diversität in Organisationen verhält?

## Diversitätsdefizite in (vermeintlich) offenen Organisationskontexten

Vor einer konzeptionellen Analyse, welche Diversitätspotenziale und -defizite mit Offenheit als Organisationsprinzip einhergehen, bietet es sich an, einen Blick auf die empirische Evidenz im Kontext real existierender Beispiele für organisationale Formationen mit Offenheitsprogrammatik zu werfen.

Im Bereich von Open Source Software, dem Vorreiter der von Tkacz<sup>20</sup> als „second coming of openness“ bezeichneten Welle von meist Internet-basierten Offenheitsansätzen, deutet vieles auf eine stark ausgeprägte Geschlechterungleichheit unter den Beitragenden hin. Eine Umfrage unter 5.500 zufällig ausgewählten Open-Source-Entwickler:innen auf Github im Jahr 2017 offenbarte folgendes Bild:

“The gender imbalance in open source remains profound: 95% of respondents are men; just 3% are women and 1% are non-binary. Women are about as likely as men (68% vs 73%) to say they are very interested in making future contributions, but less likely to say they are very likely to actually do so (45% vs 61%).”<sup>21</sup>

Der Anteil von sich als weiblich beschreibenden Beitragenden in Höhe von 3 Prozent ist dabei auch im Vergleich zum Anteil weiblich identifizierter Programmierer:innen in den USA in Höhe von 22,6 Prozent im selben Jahr äußerst niedrig.<sup>22</sup>

Open-Source-Software ist aber keineswegs der einzige Offenheitsansatz, der eine vergleichsweise niedrige Beteiligung von sich als weiblich identifizierenden Personen aufweist. Viel besser dokumentiert und auch hinsichtlich möglicher Ursachen erforscht ist dieser Umstand im Fall der freien Online-Enzyklopädie Wikipedia. Eine erste Erhebung<sup>23</sup> soziodemografischer Daten unter Wikipedia-Autor:innen ergab starke Un-

---

19 Dobusch 2014 und Shore et al. 2018

20 Tkacz 2012: 400

21 Geiger 2017

22 Finley 2017

23 Wikimedia 2011

gleichheiten hinsichtlich geschlechtsbezogener (nicht einmal jede neunte Beitragende beschrieb sich als Frau) wie geographischer (die Mehrheit der Beitragenden gab an in Nordamerika oder Europa zu leben) Merkmale. Eine Situation, an der sich trotz verstärkter diesbezüglicher Bemühungen von Seiten der Wikimedia Foundation, der formalen Organisation hinter der Wikipedia, in den Jahren seither wenig Grundlegendes geändert hat.<sup>24</sup>

Dieser Mangel an Vielfalt von dezidiert als offen markierten Organisationsansätzen ist nicht auf Beispiele von onlinebasierten Gemeinschaften wie Open Source oder die Wikipedia-Community beschränkt. Was Ross-Hellauer et al.<sup>25</sup> für Open Science konstatieren, lässt sich wohl auf offen-unstrukturierte Prozesse der Wissensgenerierung (wie z.B. in vielen Open-Innovation- und Open-Strategy-Kontexten<sup>26</sup>) verallgemeinern:

“Uncritical narratives of openness therefore may fail to address structural barriers in knowledge production and hence perpetuate the cumulative advantage of dominant groups and the knowledge they produced.”<sup>27</sup>

Wenn also auch (radikal) offene Organisationsformen (gerade) nicht zu größerer Diversität im Vergleich mit geschlossenen Organisationsformen führen, stellt sich die Frage nach den Ursachen für Exklusion trotz – wenn nicht sogar wegen – Offenheit.

## Non-Performativität von und Exklusion durch Offenheit

Dass organisationale Bekenntnisse zu bestimmten programmatischen Ansätzen nicht notwendigerweise entsprechende Konsequenzen zeitigen, ist insbesondere aus Perspektive geschlechts- und diversitätssensibler Organisationsforschung nichts Neues. Für den Bereich organisationaler Diversität beschreibt Ahmed<sup>28</sup> das Phänomen der „Non-Performativität“ von organisationalen Diversitätsdiskursen als “reiterative and

---

24 Eckert/Steiner 2013; Miquel-Ribé/Laniado 2020

25 Ross-Hellauer et al. 2021

26 Vgl. Dobusch et al. 2017

27 Ross-Hellauer 2021: 3

28 Ahmed 2012: 117

citational practice by which discourse” does not produce ‚the effects that it names’ (Butler 1993: 2).“

Übertragen auf Kontexte explizit „offenen“ Organisierens könnte also gerade eine Selbstbeschreibung als besonders – radikal – „offen“ mit mangelnder Diversitätssensibilität einhergehen. In der Tat zeigen sich einige der in der Literatur als besonders radikal offen beschriebenen Fälle, wie beispielsweise jener des „Premium Cola Kollektivs“<sup>29</sup>, als wenig reflektiert, was die Vielfalt unter tatsächlich Beitragenden betrifft. Wie soll „offen für Alle“ auch nicht offen genug sein?

Im bereits erwähnten, ebenfalls radikal-offenen Fall der Wikipedia ist Non-Performativität aber spätestens seit der zunehmenden Problematisierung von Diversitätsdefiziten unter Autor:innen (und in der Folge auch von Inhalten)<sup>30</sup> nicht mehr das Haupthindernis für eine Adressierung fehlender Diversität. Stattdessen eignet sich der Fall sehr gut zur Illustration des Phänomens potentiell exkludierender Offenheit: fehlende Vielfalt nicht trotz, sondern *wegen* radikaler Offenheit.

Hierzu möchte ich vorschlagen, zwischen zwei Kategorien offenheitsinduzierter Diversitätsdefizite zu unterscheiden: *importierte* und *kreierte* Diversitätsdefizite. Von Interesse sind beide Kategorien vor allem in solchen Fällen, in denen Diversitätsdefizite eine unerwünschte Eigenschaft von offenen Organisationskontexten darstellen.

Importierte Diversitätsdefizite resultieren aus dem Umstand, dass radikal offene Organisationsformen gesellschaftliche Spaltungen und Ungleichheiten eins-zu-eins in den jeweiligen Organisationskontexten widerspiegeln. Je nach Bereich fallen Diversitätsdefizite demnach auch unterschiedlich aus. Der vergleichsweise geringere Anteil von Programmierer:innen in der Gesamtgesellschaft würde sich demnach beispielsweise in Open-Source-Software-Gemeinschaften in zumindest ähnlichem Ausmaß widerspiegeln.

Im Fall der Wikipedia gibt es eine Reihe von gesellschaftlichen Ungleichheiten, deren Import Diversitätsdefizite in der Gemeinschaft aus freiwillig Beitragenden zumindest teilweise zu erklären vermag. Schlechterer Zugang zum Internet in ärmeren Ländern wirkt sich so auch in Form von weniger Autor:innen aus diesen Regionen in der Wikipedia aus. Mit dem Projekt „Wikipedia Zero“ versuchte die Wikimedia Foundation hier gegenzusteuern und ermöglichte in Kooperation mit Netzbetreibern den Zugang

---

29 Luedicke 2017

30 Vgl. z.B. Adams et al. 2019; Zagovora 2017

zu Wikipedia von mobilen Internetgeräten auch bei verbrauchtem Datenvolumen. Ein Ansatz, der allerdings umstritten ist, weil er mit einer Verletzung von Netzneutralität einhergeht.<sup>31</sup>

Das gleiche gilt für ungleiche Geschlechterverhältnisse, die ebenfalls importiert werden. Solange Frauen immer noch den größeren Teil unbezahlter (Sorge-)Arbeit erledigen, haben sie weniger Zeit, an einer Enzyklopädie mitzuschreiben. Hinzu kommen Themen wie die Usability der Wikipedia, die lange Kenntnisse von Wiki-Syntax voraussetzte,<sup>32</sup> um beitragen zu können, und so tendenziell stärker männliche, technik-affine Zielgruppen ansprach.

Während es radikale, also formal unbeschränkte Offenheit verglichen mit traditionelleren, formal geschlosseneren Organisationskontexten sogar erschwert, gesellschaftliche Ungleichheiten organisational auszugleichen, gibt es außerdem auch Diversitätsdefizite, die über den bloßen Import von gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen hinausgehen. Solche durch radikale Offenheit *kreierten* Diversitätsdefizite entstehen erst im Kontext offener Organisationsformen und/oder verstärken gesellschaftliche Ungleichheitsregime noch weiter.<sup>33</sup> Letztlich handelt es sich dabei um digitale Varianten der bereits zitierten „Tyranny of Structurelessness“<sup>34</sup>, in der das Fehlen von formalen Beschränkungen die Herausbildung und Stabilisierung autoritär-informeller Strukturen befördert.

Ein besonders in digitalen Kontexten relevantes Beispiel ist die fehlende Möglichkeit nach effektiven Sanktionsmöglichkeiten für exkludierendes (Kommunikations-)Verhalten (z.B. Belästigung) in radikal offenen Kontexten. Für den Bereich von Open-Source hat Valerie Aurora dieses Problem wie folgt beschrieben: “[I]f your group has nine helpful and polite members, and one rude, sexist, loud member, most women are going to continue to stay away because of that one member.”<sup>35</sup>

Eine derartige Kreation von Diversitätsdefiziten auf Grund von fehlenden Möglichkeiten oder Mechanismen zum Unterbinden von exkludierendem (Kommunikations-)

---

31 Gebhart 2016

32 Vgl. aber den inzwischen implementierten „Visual Editor“, der das Editieren der Wikipedia auch ohne Kenntnisse der WikiSyntax ermöglicht: <https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Technik/Text/Edit/VisualEditor>.

33 Dobusch/Dobusch 2019

34 Freeman 1973

35 Aurora 2002

Verhalten ist auch im Fall der Wikipedia ein inzwischen gut untersuchtes Phänomen.<sup>36</sup>

Zusammengenommen belegen importierte und kreierte Diversitätsdefizite offener Organisationsformen, dass eben nicht nur bestimmte Formen von Geschlossenheit (z.B. durch formelle oder informale Zugangshürden), sondern eben auch bestimmte Formen von Offenheit (mit-)ursächlich für (unerwünschte) Diversitätsdefizite sein können. Gleichzeitig sind beide Kategorien von Diversitätsdefiziten komplementär zueinander, insofern sie auf voneinander unabhängigen Mechanismen basieren, aber sich durchaus im Zeitverlauf wechselseitig verstärken können. So ist es nicht nur denkbar, sondern sogar wahrscheinlich, dass ein „bloß“ importiertes Diversitätsdefizit, wie zum Beispiel ein branchentypisch niedriger Anteil weiblicher Beitragender, zur Herausbildung einer Organisationskultur führt, die diese Diversitätsdefizite tendenziell verfestigt, während radikale Offenheit ein Gegensteuern durch gezielte Rekrutierungspolitiken verbietet. Ein zunächst importiertes Diversitätsdefizit wird also durch radikale Offenheit organisational verfestigt.

## Pfadabhängigkeit offenheitsinduzierter Diversitätsdefizite

Eine historisch gewachsene bzw. sich über die Zeit verfestigende, organisationale Pfadabhängigkeit<sup>37</sup> von Diversitätsdefiziten ist allerdings keineswegs nur in vergleichsweise offenen Organisationsformen möglich. So dokumentiert beispielsweise Sandhu<sup>38</sup> pfadabhängige Homogenitätsdynamiken im Topmanagement großer Unternehmen, welche in Sachen Geschlechtergleichstellung und Diversität hinter anderen gesellschaftlichen Bereichen hinterherhinken. Sandhu erklärt sich das durch die Entstehung von sich selbstreproduzierenden – wenn nicht gar verstärkenden – „Selektionspfaden“:

„Die Homogenität der Führungskräfte wird durch einen Selektionspfad immer wieder reproduziert. Dieser Selektionspfad bringt ein Selektionsmuster hervor,

---

36 Vgl. z.B. Menking 2019; Tripodi 2021

37 Sydow et al. 2009 und 2020

38 Sandhu 2014

nach dem immer wieder ähnliche Kandidaten ausgewählt werden. Kandidatinnen und Kandidaten, die nicht dieser Blaupause entsprechen, werden aussortiert oder verlassen das Unternehmen ‚freiwillig‘.<sup>39</sup>

Typisch für pfadabhängige Organisationsprozesse ist der Umstand, dass sich ein spezifischer Pfad in historisch teilweise lange zurückliegenden Gründungs- bzw. Anfangsphasen – oftmals ungeplant, hinter dem Rücken der handelnden Akteur:innen<sup>40</sup> – herausbildet. Im Zeitverlauf verfestigt sich dieser Pfad über Selbstverstärkungsmechanismen und es fällt Organisationen deshalb immer schwerer, von ihm abzuweichen – auch wenn ein Pfad sich zu einem späteren Zeitpunkt als ineffizient oder exkludierend herausstellt.<sup>41</sup>

Im Fall der Wikipedia ist die Gründung an der Schnittstelle von zwei überwiegend männlich geprägten sozialen Kreisen, der Gründerszene des Silicon Valley<sup>42</sup> auf der einen und der Open-Source-Bewegung auf der anderen Seite, sehr wahrscheinlich mitverantwortlich für bereits zu Beginn stärker männlich geprägte Strukturen unter den freiwillig Beitragenden. Eine so etablierte, männlich geprägte Organisations- bzw. Gemeinschaftskultur, die sich beispielsweise in inzwischen gut dokumentierten, bisweilen rüden Umgangsformen<sup>43</sup> äußert, macht die Mitwirkung für ohnehin unterrepräsentierte Gruppen weniger attraktiv bzw. trägt zu deren Marginalisierung innerhalb der Gemeinschaft bei.

Für radikal offene Organisationsformen ist der Umstand der historischen Pfadabhängigkeit von Diversitätsdefiziten jedoch eine besondere Herausforderung, weil es an Instrumenten fehlt, diese Defizite zu adressieren. Im Gegenteil, charakteristisch für die meisten der hier behandelten, programmatischen Offenheitsansätze<sup>44</sup>, ist Selbstselektion der überwiegenden Mehrzahl an Beitragenden. Mehr noch, selbst wenn – wie im Rahmen der Wikipedia gerade mit Hilfe eines projektübergreifenden Code-of-

---

39 Sandhu 2014: 4

40 Sydow et al. 2009

41 Dobusch/Schübler 2013

42 Crandall et al. 2021

43 Z.B. Tripoldi 2021

44 Dobusch/Dobusch 2019

Conduct<sup>45</sup> – versucht wird, gegenzusteuern, sind die Hürden für wirksame Maßnahmen sehr hoch.

So handelt es sich bei vielen Wikipedianer:innen mit potentiell exkludierendem (Kommunikations-)Verhalten um langjährige, ‚verdiente‘ Beitragende, die zigtausende Editierungen vorgenommen und für das Funktionieren der Wikipedia wichtige Beiträge geleistet haben und weiterhin leisten. Gleichzeitig führt dieses hohe Level an Engagement auch zu dem Dilemma, dass deren exkludierendes Kommunikationsverhalten zwar besonders stark wirksam wird, gleichzeitig deren Beiträge im Falle eines Ausschlusses zumindest kurzfristig nicht einfach ersetzbar wären.

## Fazit

Explizit als offen markierte Organisationsformen und -prozesse, wie sie in immer mehr Bereichen wie Softwareentwicklung, Strategiefindung oder Verwaltungskontexten propagiert werden, führen nicht automatisch zum Abbau von Diversitätsdefiziten in diesen Bereichen. Im Gegenteil, gerade ein besonders starkes Betonen organisationaler Offenheit oder besonders radikale Offenheitsregimes, die formal alle Interessierten zur Beteiligung einladen, können im Sinne einer Non-Performativität<sup>46</sup> von Offenheitsrhetorik zu mangelnder Reflexion von real existierenden Diversitätsdefiziten führen.

Die Diversitätsdefizite in formal offenen Organisationskontexten resultieren dabei einerseits aus dem Import gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse und werden andererseits durch (zu) offene Organisationsstrukturen kreiert, zum Beispiel indem exkludierendes Verhalten einzelner Beitragender nicht wirksam eingedämmt wird bzw. werden kann.

Ein erster Schritt, um importierten oder kreierten Diversitätsdefiziten zu begegnen, ist sich deren Existenz als unmittelbare Folge von (zu) offenen Organisationsstrukturen bewusst zu machen und damit der Non-Performativität von Offenheitsrhetorik entgegenzuwirken. Denn offen für alle ist einfach nicht offen genug.

---

45 Dobusch 2021

46 Ahmed 2012

## Literatur

- Adams, J./Brückner, H./Naslund, C. (2019): „Who Counts as a Notable Sociologist on Wikipedia? Gender, Race, and the “Professor Test””. In: *Socius*, 5, doi:10.1177/2378023118823946
- Aurora, V. (2002): “HOWTO Encourage Women in Linux”. In: <http://tldp.org/HOWTO/Encourage-Women-Linux-HOWTO/> (10.11.2021).
- Bridges, J. (2017): “Gendering metapragmatics in online discourse: “Mansplaining man gonna mansplain...””. In: *Discourse, Context & Media*, 20, 94-102.
- Barlow, J. P. (2015): „Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace (1996)“. In: *Reader Neue Medien*. Transcript, 138-140.
- Conole, G./Brown, M. (2018): „Reflecting on the Impact of the Open Education Movement.” In: *Journal of Learning for Development*, 5, 187-203.
- Crandall, E. K./Brown, R. H./McMahon, J. (2021): “Magicians of the Twenty-first Century: Enchantment, Domination, and the Politics of Work in Silicon Valley.” In: *Theory & Event*, 24(3), 841-873.
- Dobusch, L. (2008): *Windows versus Linux: Markt-Organisation-Pfad*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dobusch, L. (2021): „Wikipedia mit weltweit einheitlichen Verhaltensregeln für die Community.“ In: Netzpolitik.org, <https://netzpolitik.org/2021/universeller-verhaltenskodex-wikipedia-mit-weltweit-einheitlichen-verhaltensregeln-fuer-die-community/> (11.11.2021).
- Dobusch, L./Dobusch, L. (2019): “The relation between openness and closure in open strategy: Programmatic and constitutive approaches to openness.” Seidl, D./von Krogh, G./Whittington, R. (Eds.): *The Cambridge Handbook of Open Strategy*. Cambridge: Cambridge University Press, 326-336.
- Dobusch, L./Kremser, W./Seidl, D./Werle, F. (2017): “A communication perspective on open strategy and open innovation.” In: *Managementforschung*, 27(1), 5-25.
- Dobusch, L./Schoeneborn, D. (2015). “Fluidity, identity, and organizationality: The communicative constitution of Anonymous”. In: *Journal of Management Studies*, 52(8), 1005-1035.
- Dobusch, L./Schübler, E. (2013): “Theorizing path dependence: a review of positive feedback mechanisms in technology markets, regional clusters, and organizations”. In: *Industrial and Corporate Change*, 22(3), 617-647.

- Eckert, S./Steiner, L. (2013): "(Re) triggering backlash: Responses to news about Wikipedia's gender gap". In: *Journal of Communication Inquiry*, 37(4), 284-303.
- Fecher, B./Friesike, S. (2014): "Open Science: One Term, Five Schools of Thought". Bartling S./Friesike S. (Hg.): *Opening Science*. Wiesbaden: Springer, 17-47, <https://doi.org/10.1007/978-3-319-00026-8>.
- Finley, K. (2017): "Diversity in Open Source Is Even Worse Than in Tech Overall." In: *Wired*, <https://www.wired.com/2017/06/diversity-open-source-even-worse-tech-overall/> (04.11.2021).
- Freeman, J. (1973): "The tyranny of structurelessness". In: *Berkeley Journal of Sociology*, 151-164.
- Gebhart, G. (2016, June): „Zero-rating in emerging mobile markets: Free Basics and Wikipedia Zero in Ghana". In: Proceedings of the Eighth International Conference on Information and Communication Technologies and Development, 1-9.
- Geiger, S. (2017): "Summary Analysis of the 2017 GitHub Open Source Survey", In: <https://opensourcesurvey.org/2017> (04.11.2021).
- Jemielniak, D. (2020): *Common knowledge?*. Stanford University Press.
- Luedicke, M. K./Husemann, K. C./Furnari, S./Ladstaetter, F. (2017): "Radically open strategizing: how the premium cola collective takes open strategy to the extreme". In: *Long Range Planning*, 50(3), 371-384.
- Menking, A./Erickson, I./Pratt, W. (2019): "People who can take it: How women Wikipedians negotiate and navigate safety". In: Proceedings of the 2019 CHI Conference on Human Factors in Computing Systems, 1-14.
- Miquel-Ribé, M./Laniado, D. (2020): "The Wikipedia Diversity Observatory: A Project to Identify and Bridge Content Gaps in Wikipedia". Proceedings of the 16th International Symposium on Open Collaboration, 1-4.
- Heimstädt, M. (2017): *Open (ing up) data: A study on the creation of openness as an institution*. Doctoral dissertation, Freie Universität Berlin.
- Heimstädt, M./Dobusch, L. (2020): "Transparency and accountability: causal, critical and constructive perspectives". In: *Organization Theory*, 1(4), 2631787720964216.
- Ross-Hellauer, T./Reichmann, S./Cole, N. L./Fessl, A./Klebel, T./Pontika, N. (2021): "Dynamics of Cumulative Advantage and Threats to Equity in Open Science-A Scoping Review". In: <https://osf.io/preprints/socarxiv/d5fz7/> (09.11.2021).
- Sandhu, P. E. (2014): *Selektionspfade im Topmanagement: Homogenisierungsprozesse in Organisationen*. Wiesbaden: Springer-Verlag.

- Sydow, J./Schreyögg, G./Koch, J. (2009): „Organizational path dependence: Opening the black box”. In: *Academy of Management Review*, 34(4), 689-709.
- Sydow, J./Schreyögg, G./Koch, J. (2020): “On the theory of organizational path dependence: Clarifications, replies to objections, and extensions”. In: *Academy of Management Review*, 45(4), 717-734.
- Tkacz, N. (2012): “From open source to open government: A critique of open politics”. In: *ephemera*, 12(4), 386.
- Tripodi, F. (2021): “Ms. Categorized: Gender, notability, and inequality on Wikipedia.” In: *New Media & Society*, in press, DOI: 10.1177/14614448211023772.
- Trott, P./Hartmann, D. A. P. (2009): “Why ‘open innovation’ is old wine in new bottles”. In: *International Journal of Innovation Management*, 13 (4), 715-736.
- Wikimedia (2011): Wikipedia Editors Study. Results from the Editor Survey, April 2011. In: [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/76/Editor\\_Survey\\_Report\\_-\\_April\\_2011.pdf](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/76/Editor_Survey_Report_-_April_2011.pdf) (11.11.2021).
- Zagovora, O./Flöck, F./Wagner, C. (2017): ““(Weitergeleitet von Journalistin)” The Gendered Presentation of Professions on Wikipedia”. In: Proceedings of the 2017 ACM on Web Science Conference, 83-92.

# Algorithmen, KI und soziale Diskriminierung

Ilona Horwath

---

## 1. Einleitung

„Der Algorithmus diskriminiert nicht“ “New AI can guess whether you’re gay” “Apple Card Investigated After Gender Discrimination Complaints” “Google apologises for Photos app’s racist blunder” “Google Search thinks the most important female CEO is Barbie” „Microsoft Twitter-Nutzer machen Chatbot zur Rassistin“ „Alexa ist nicht mehr deine Schlampe“ “Why Is Silicon Valley So Awful to Women?” “Artificial Intelligence’s White Guy Problem” “UK ditches exam results generated by biased algorithm after student protests. Protesters chanted ‘Fuck the algorithm’ outside the country’s Department for Education” “After Google drama, Big Tech must fight against AI bias” “A thousand young, black men removed from Met gang violence prediction database” „Wenn Algorithmen Vorurteile haben“ “Design AI so that it’s fair”<sup>1</sup>

Dies ist nur eine kleine Auswahl an Schlagzeilen, die Fragen aufwerfen, inwiefern digitale Systeme, Daten und Künstliche Intelligenz (KI) Biases aufweisen und sexistisch oder rassistisch diskriminieren. Dass sie dies können, haben inzwischen hunderte Fälle gezeigt,<sup>2</sup> die auch zunehmend Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und

---

1 Die Zeit online, 2018; The Guardian, 2017; The New York Times, 2019; BBC, 2015; The Verge 2015; Die Zeit Online, 2016; Die Zeit Online, 2018; The Atlantic, 2017; The New York Times, 2016; The Verge 2020, Financial Times 2021; The Guardian 2021; Süddeutsche Zeitung, 2016; Zou & Schiebinger 2018

2 Crawford 2021: 128

Kritik werden.<sup>3</sup> Quantität und Qualität dieser „Fehler“ weisen darauf hin, dass Sexismus, Rassismus und klassenbasierte Diskriminierung in die Architektur und Funktionsweise der technischen Systeme eingeschrieben ist. Technologien werden nicht im gesellschaftsfreien Raum entwickelt und angewandt, diskriminierungsrelevante Probleme sind in die Gesellschaft und in technische Infrastrukturen eingelagert, die sich wechselseitig beeinflussen. In diesem Beitrag soll der Frage nachgegangen werden, inwiefern datengetriebene und algorithmische Systeme die Un-/Gleichheit entlang der Kategorien gender, race and class befördern. Ein Schwerpunkt wird auf die Rolle von algorithmischen Systemen, KI und dafür erforderliche Daten gelegt. Auf der Grundlage des Konzeptes der „gendered substructure“<sup>4</sup> von Organisationen und Gesellschaften werden aktuelle Entwicklungen aufgegriffen und diskutiert. Den Abschluss bildet ein Ausblick auf Handlungsoptionen.

Um Diskriminierung durch technische Applikationen und Artefakte angemessen analysieren zu können, ist es erforderlich, sie im sozialen Kontext zu betrachten und als soziotechnische Systeme zu verstehen.<sup>5</sup> Es macht auch einen Unterschied, ob soziotechnische Systeme, wie Daten, Algorithmen und KI im Kontext naturwissenschaftlicher Phänomene entwickelt und angewendet werden, oder ob auch Menschen und soziale Institutionen eine (aktive) Rolle spielen.<sup>6</sup> In diesem Beitrag geht es um die Anwendung soziotechnischer Systeme auf Menschen und soziale Institutionen. Dabei ist immer zu beachten, dass soziotechnische Systeme in konkrete, intersektionale und soziohistorische Kontexte sowie soziale Beziehungen eingebettet sind.<sup>7</sup>

Digitale soziotechnische Systeme wie algorithmische Entscheidungssysteme oder KI versprechen Effektivität, Objektivität und Autonomie. Um die Systeme entwickeln und betreiben zu können, werden große Datenmengen benötigt. Entwicklung und Anwendung erfolgen Großteils in global aktiven, neoliberal-kapitalistischen Unternehmen, welche die Digitalisierung maßgeblich vorantreiben. Eine soziotechnische Perspektive fragt nach der co-constructiven Verwobenheit dieser und weiterer sozialer, und der technischen Dimensionen.<sup>8</sup> Dabei müssen auch die soziomateriellen Kontexte die-

---

3 U.a. Crawford 2021, D'Ignacio & Klein 2020, Campolo & Crawford 2020, Criado Perez 2019, Noble 2018, Eubanks 2017, O'Neill 2016, Barocas & Selbst 2016

4 Acker 1990

5 Draude et al. 2020

6 Campolo & Crawford 2020

7 Noble 2018: 13

8 Draude et al. 2020

ser Systeme einbezogen werden, um die (Re-)Produktion sozialer Ungleichheiten und Ausbeutungsverhältnisse erkennen zu können.<sup>9</sup>

Natürlich sollen auch Veränderungspotentiale zum Positiven – mehr soziale Gerechtigkeit – thematisiert werden. Allerdings werden aktuell in feministischer und kritischer Forschung<sup>10</sup> viele empirische Phänomene beschrieben, die hochproblematische Auswirkungen auf gender, race und class haben. Um diese in den Blick zu nehmen, greift der Beitrag das Konzept der „gendered organizations“<sup>11</sup> und die Metapher der „inequality regimes“<sup>12</sup> auf. Diese beziehen sich zwar primär auf „work organizations“,<sup>13</sup> können aber in einer breiteren analytischen Perspektive auf Prozesse gesellschaftlicher Organisation von Hierarchisierung, Stereotypisierung und Marginalisierung angewendet werden, aber auch Veränderungen und Abbau sozialer Ungleichheit erfassen.<sup>14</sup> Der Rückgriff auf gendered substructure und inequality regimes als Dimensionen der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit in Organisationen und Gesellschaften ermöglicht, Strukturen, Prozesse und Praktiken soziotechnischer Systeme, die die digitale Transformation grundlegend organisieren, in ihrer Wirkung auf soziale (Un-)Gleichheit zu reflektieren.

## 2. Daten, Algorithmen und KI

Algorithmen sind „*informatische Werkzeuge, um mathematische Probleme automatisiert zu lösen*“<sup>15</sup>. Sind Algorithmen in der Lage, sich selbst zu verbessern, d.h. ihre Regeln oder Parameter, dann spricht man auch von „lernenden Algorithmen“ oder Maschinellem Lernen.<sup>16</sup> Maschinelles Lernen stellt die Grundlage für KI dar.<sup>17</sup> Bei lernenden Systemen haben nicht nur Entwickler\*innen großen Einfluss, sondern auch die (Trainings-)Daten, mit welchen die Systeme entwickelt und betrieben werden. Hier

---

9 Crawford 2021, Noble 2019, Zuboff 2018, vgl. auch D'Ignacio & Klein 2020, Eubanks 2017, O'Neill 2016

10 Vgl. z.B. Crawford 2021, D'Ignacio & Klein 2020, Noble 2019

11 Acker 1990

12 Acker 2006

13 Acker 2006

14 Acker 2011, 1990

15 Zweig 2018: 10

16 Sachverständigenkommission 2020: 21

17 Crawford 2021

werden große, diverse Datensätze benötigt, die aus verschiedenen Quellen, wie Social Media, Smartphones, Laptops usw. gewonnen werden. Die Verfügbarkeit und Qualität der Daten ist entscheidend, denn „*Training data (...) is the foundation on which contemporary machine learning systems are built. (...) These datasets shape the epistemic boundaries governing how AI operates and in that sense, create the limits of how AI can “see” the world.*“<sup>18</sup>. KI als soziotechnische Systeme beinhalten soziale und technische Praktiken, Infrastruktur und Institutionen, Politik und Kultur und sie „(...) *both reflect and produce social relations and understanding of the world*“<sup>19</sup>.

Algorithmen suchen in großen Datenmengen nach statistisch auffälligen Mustern („Data Mining“). Die Qualität der Daten spielt dabei eine wichtige Rolle. So können Algorithmen anhand von Trainingsdaten Diskriminierung lernen. Wenn zum Beispiel die Trainingsdaten für Recruitmentsoftware diskriminierende Personalentscheidungen aus der Vergangenheit beinhalten, lernt der Algorithmus, vergangene Diskriminierung in seinen Prognosen und Entscheidungen zu reproduzieren. Dies wird immer schwerer erkennbar, je komplexer Algorithmen werden. Was genau im Inneren eines solchen Systems passiert, ist bei komplexen soziotechnischen Systemen selbst für die Entwickler\*innen nicht mehr nachvollziehbar. Dennoch geht mit Deep Learning Verfahren und algorithmengestützten Entscheidungen die Erwartung einher, dass diese „objektiver“ und effizienter sind und damit weniger diskriminieren als menschliche Entscheidungen.<sup>20</sup>

Datengetriebene Systeme, Algorithmen und KI werden zunehmend in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen eingesetzt, um Prozesse „effektiver“ zu gestalten und Entscheidungen zu unterstützen, z.B. Recruitment und Personalauswahl, Vergabe von Sozialleistungen, Vergabe von Studienplätzen, in der Kriminalitätsbekämpfung und im Gesundheitsbereich, sowohl in staatlichen Institutionen als auch in privaten Unternehmen.<sup>21</sup> Es ist daher wichtig zu fragen, wie sich in diesem Erwartungsfeld objektiver Entscheidungen und treffsicherer Prognosen Prozesse der Diskriminierung und Herstellung von sozialer Ungleichheit entlang der Dimensionen gender, race, and class ausmachen lassen, wie sie zustande kommen und welche Folgen sie zeitigen.

---

18 Crawford 2021: 98

19 Crawford 2021: 8

20 Campolo & Crawford 2020, Eubanks 2017

21 Vgl. AlgorithmWatch gGmbH und Bertelsmann Stiftung 2019

### 3. A Gendered Substructure of Data, Algorithms, and AI

“All organizations have inequality regimes, defined as loosely interrelated practices, processes, actions, and meanings that result in and maintain class, gender, and racial inequalities within particular organizations (...)The ubiquity of inequality is obvious.”<sup>22</sup>

Angesichts der historischen und gesellschaftlichen Verbreitung von Stereotypen, sozialer Ungleichheit und struktureller Diskriminierung wäre es geradezu vermessen zu erwarten, dass digitale Systeme frei davon sind. Damit ist aber gerade nicht gesagt, dass Diskriminierung auf rein sozialen Strukturen beruht. Vielmehr sind materielle und symbolische Wechselwirkungen zu analysieren, um die vermeintliche „Unausweichlichkeit“ sozialer Ungleichheit hinterfragen und bekämpfen zu können und die Verantwortung beim Einsatz soziotechnischer Systeme greifbar machen und einfordern zu können. Mit dem Konzept der „gendered substructure“ lassen sich komplexe Prozesse hierarchischer Vergeschlechtlichung erfassen, die in Organisationen und Gesellschaft oft unsichtbar ihre Wirkung entfalten und die Re-Produktion sozialer Ungleichheiten befördern. Geschlecht wirkt in diesen Prozessen intersektional, d.h. in Verwobenheit mit weiteren Kategorien sozialer Differenzierung wie Alter, Klasse und soziale Herkunft oder sexuelle Orientierung. Die Analyseperspektive der „gendered substructure“ umfasst mehrere Dimensionen, die nachfolgend auf datengetriebene soziotechnische Systeme, Algorithmen und KI bezogen werden: a) Strukturen und die Konstruktion von Trennlinien entlang von gender, class und race; b) die Konstruktion von Symbolen und Bildern, die die Unterscheidungen und Trennungen zum Ausdruck bringen, reifizieren oder auch entkräften; c) Interaktionen, wobei im Kontext der Digitalisierung auch technisch vermittelte Interaktionen beachtet werden sollen; d) vergeschlechtlichten Komponenten individueller Identitäten, die durch a, b und c produziert werden mit dem Ergebnis von (c) Gender als fundamentalem Bestandteil der beständig ablaufenden Prozesse der Entwicklung und Konzeption sozialer Strukturen. Der Einsatz der soziotechnischen Systeme wird nicht unabhängig von den vorhandenen gesellschaftlichen Bedingungen vollzogen, im Gegenteil: die Systeme entwickeln sich in enger Verzahnung mit den gesellschaftlichen und organisationalen gendered sub-

---

22 Acker 2006: 443

structures und inequality regimes. Wie wirken Algorithmen und KI in diesen Feldern und Prozessen? Wie sind die Strukturen gelagert und wie die Konzepte und Erklärungen, die über die Strukturen hervorgebracht werden?

#### 4. Strukturen und Trennlinien entlang von gender, race und class

Die erste Dimension der „gendered organization“ bezeichnet Strukturen und die „*construction of divisions along the lines of gender, class and race*“<sup>23</sup>, z.B. Arbeitsteilungen, Verhaltensnormen, physische Räume und Macht sowie die institutionalisierten Mittel, um diese Unterteilungen aufrecht zu erhalten, auch in den Strukturen von Arbeitsmarkt, Familie und Staat. Die Trennlinien verlaufen innerhalb und entlang der Entwicklung und Gestaltung soziotechnischer Systeme sowie der Klassifikationen und Bewertungen, die sie vornehmen. Beginnen wir mit den „work organizations“. Ein Blick auf die vertikalen und horizontalen Unternehmensstrukturen der großen digitalen Player Facebook, Google, Amazon, Apple und Microsoft zeigt, sie sind vorrangig „*young, white, male*“<sup>24</sup>. Es ist bekannt, dass die Tech-Branche ein Diversity Problem hat (Noble 2018), das sich, wie das Beispiel Informatik und KI in den USA zeigt, tendenziell nicht bessert sondern verschärft.<sup>25</sup> Die neu entstehenden „Experten“-Disziplinen wie KI oder Data Science sind mathematisch-technischer Herkunft und speisen sich aus Feldern, in denen Frauen nach wie vor eine Minderheit darstellen<sup>26</sup> und die sich vielfach durch sexistische Arbeitskulturen auszeichnen.<sup>27</sup> Frauen und andere marginalisierte Gruppen haben damit nur eingeschränkten Zugang zur Gestaltungsmacht soziotechnischer Systeme und ihrer Anwendung. Dies führt dazu, dass ihre Lebensbedingungen und Interessen nicht ausreichend vertreten werden.

Diskriminierung ist dann nicht unbedingt intentional, sondern auch eine Folge des sogenannten „*privilege hazard*“<sup>28</sup>. Für privilegierte Gruppen sind Benachteiligungen auf der Basis von gender, race und class oft „unsichtbar“, werden als „neutrale“ oder legi-

---

23 Acker 1990: 146

24 D'Ignazio & Klein 2020: 183

25 D'Ignazio & Klein 2020, Crawford 2021

26 boyd & Crawford 2012

27 Sachverständigenkommission 2021; D'Ignazio & Klein 2020

28 D'Ignazio & Klein 2020: 28

time Unterschiede wahrgenommen<sup>29</sup> oder schlicht als „*other people's problems*“ ignoriert.<sup>30</sup> Dies ist besonders problematisch auf Grund der Reichweite digitaler Systeme:

„The problems of gender and racial bias in our information systems are complex, but some of their key causes are plain as day: the data that shape them, and the models designed to put those data to use, are created by small groups of people and then scaled up to users around the globe.“<sup>31</sup>

Trennlinien verlaufen auch innerhalb von Datensätzen. Trotz der Unmenge an Daten, die aus allen Bereichen des sozialen Lebens über devices wie Smartphones, Laptops, Internet of Things usw. extrahiert werden, fehlen vielfach relevante und valide Daten über Frauen und Minderheiten.<sup>32</sup> So werben Unternehmen zum einen damit, einen „*pregnancy prediction score*“ über ihre User\*innen berechnen zu können, während es andererseits bis zum Maternal Deaths Act von 2018 keine systematische Datensammlung zu den bei schwarzen Frauen häufiger vorkommenden Schwangerschaftskomplikationen gab.<sup>33</sup> Datensätze bzw. „fehlende Daten“ spiegeln immer gesellschaftliche Machtverhältnisse wieder: „*Power imbalances are everywhere in data science: in our data sets, in our data products, and in the environments that enable our work.*“<sup>34</sup> Mit Blick auf Algorithmen und KI kommt Daten eine hohe Bedeutung zu.<sup>35</sup> Fehlen Daten bzw. Diversität in Datensätzen, kann es den Gebrauch von Technologien je nach Einsatzfeld unzugänglich, unbrauchbar oder gefährlich machen.<sup>36</sup> Die Konsequenzen sind je nach System unterschiedlich, sie können Trennlinien herbeiführen, die von einer Zutrittsverweigerung zum Fitnessstudio bis zur Einstufung als terroristische Gefahr reichen.<sup>37</sup>

---

29 Acker 2011, 2006

30 D'Ignacio & Klein 2020: 31

31 D'Ignacio & Klein 2020: 28

32 Criado Perez 2019

33 D'Ignacio & Klein 2020

34 D'Ignacio & Klein 2020: 201

35 Crawford 2021, D'Ignacio & Klein 2020, Zou & Schiebinger 2018

36 Criado Perez 2019

37 Sachverständigenkommission 2021; D'Ignacio & Klein 2020, Mayer-Schöneberger & Cukier 2013

Dem „*gender data gap*“ und der Problematik, dass nicht zählt, was nicht gezählt wird<sup>38</sup>, steht das „*paradox of exposure*“<sup>39</sup> gegenüber: Sozial marginalisierte Gruppen, die von angemessener Repräsentation enorm profitieren würden, sind zugleich mit großen Risiken der (Miss-)Repräsentation in Datensätzen konfrontiert. Dies betrifft zum Beispiel LGBTQ Menschen, die in binären Geschlechternormen gemessen und klassifiziert, oder Menschen, die übermäßiger digitaler Überwachung ausgesetzt werden.<sup>40</sup> Die mit Klassifikation verbundenen Risiken der Hierarchisierung und Unterdrückung sind für bereits marginalisierte Gruppen wesentlich höher als für sozial etablierte und privilegierte Gruppen. Letztgenannte können sich eher Interventionen und Widerstand gegen Miss-Repräsentation und diskriminierende Effekte leisten.<sup>41</sup> Inzwischen gibt es Ansätze, bias in Datensätzen und algorithmisch generierten Ergebnissen zu quantifizieren, zu qualifizieren und zu beheben.<sup>42</sup> Ein Versuch, fairere Datensätze zu generieren, wurde bei ImageNet vorgenommen: Diskriminierende und beleidigende Personenkategorien sollten aus der Datenbank entfernt werden, mit dem Ergebnis dass ca. 56% der Personenkategorien inklusive der entsprechenden Bilder bereinigt werden mussten<sup>43</sup> – was auf die Dimension der Problematik verweist. Eine kritische Reflexion des Kontextes, der Qualität und Validität ihrer Inhalte und der Grenzen von Datensätzen gehört aktuell nicht unbedingt zum „state of the art“ von KI und Data Science – hier wird oft nur auf die Größe („Big Data“) abgestellt.<sup>44</sup> Diversität in Datensätzen und die Bereinigung von Verzerrungen sind wichtige Ansätze, reichen aber nicht aus, wenn keine Fragen nach den größeren Zusammenhängen von Unterdrückungsstrukturen<sup>45</sup> und struktureller Diskriminierung gestellt werden.<sup>46</sup> Diese Phänomene sind komplex, während Daten, die immer potentiell vielfache Bedeutungen, unlösbare Fragen und Widersprüche, komplexe Ambiguitäten beinhalten, bei der Klassifikation auf wenige, „eindeutige“ Bedeutungen vereinfacht

---

38 D'Ignacio & Klein 2020: 34

39 D'Ignacio & Klein 2020: 105

40 D'Ignacio & Klein 2020, Sachverständigenkommission 2021

41 Noble 2018: 26

42 Rekabsatz et al. 2020, Draude 2020, D'Ignazio & Klein 2020, Bellamy et al. 2018

43 Crawford 2021: 141f.

44 D'Ignazio & Klein 2020, boyd & Crawford 2012

45 Crawford 2021, Noble 2018

46 D'Ignazio & Klein 2020: 55

und reduziert werden.<sup>47</sup> Obwohl Klassifikation nicht gleichbedeutend mit Unterdrückung ist,<sup>48</sup> ist die Gefahr der Stereotypisierung und Diskriminierung groß, wenn die sozialen Kontexte soziotechnischer Systeme ausgeklammert werden.<sup>49</sup> Die Praxis des Klassifizierens geht mit einer Zentralisierung von Macht einher, „*the power to decide which differences make a difference*“<sup>50</sup>.

Marginalisierte Gruppen haben ein höheres Risiko, digital überwacht, stereotypisierend kategorisiert und algorithmisch diskriminiert zu werden. Auf schwarze Menschen trifft dies in einem Ausmaß zu, dass inzwischen von „*technological redlining*“ gesprochen wird.<sup>51</sup> „*Redlining*“ bezeichnet eine historische Praxis von Banken, in der Kreditvergaben für Hausbesitzer nicht nach der individuellen Kreditwürdigkeit, sondern nach der Demografie ihrer Nachbarschaft, insbesondere „*race and ethnicity*“ vorgenommen wurden<sup>52</sup> – eine Praxis, die heute in Form von algorithmisch generierten credit scores fortgesetzt wird, die konsistent rassistische biases aufweisen.<sup>53</sup> Viele Algorithmen nehmen Bewertungen vor, die Handlungsrisiken einschätzen sollen, zum Beispiel das Risiko, Kreditraten zurückzuzahlen oder die Rückfallwahrscheinlichkeit für Straftaten. Diese Logik des „*risk assessment*“ ist dem militärischen und privatwirtschaftlichen Entwicklungskontext digitaler Systeme entwachsen,<sup>54</sup> sie ist anfällig für strukturelle Diskriminierung und Stereotypisierung. Zum Beispiel kam es 2019 zu Vorwürfen, dass Apples Algorithmus einen gender bias aufweist und Frauen systematisch ein deutlich niedrigeres Kreditlimit als Männern zuweist.<sup>55</sup>

Ein sehr bekanntes Beispiel ist die im US Justizsystem verbreitete kommerzielle Software COMPAS. Diese berechnet einen Risiko Score für die Rückfallwahrscheinlichkeit individueller Straftäter\*innen. Wie sich herausstellte, wurde schwarzen Männern ein höherer, weißen Männern ein niedrigerer Rückfallswert zugeteilt, mit anderen Worten, das System diskriminiert rassistisch.<sup>56</sup> Kommerzielle Unternehmen fühlen

---

47 Crawford 2021: 143

48 Noble 2018

49 D'Ignazio & Klein 2020, Draude et al. 2020, Sachverständigenkommission 2021

50 Crawford 2021: 132

51 Noble 2018

52 D'Ignazio & Klein, 2020: 50

53 D'Ignazio & Klein 2020: 52

54 Crawford 2021

55 The New York Times, 2019

56 Crawford 2021; weniger bekannt ist, dass die Software auch sexistisch diskriminierend wirkt, vgl. D'Ignazio & Klein 2020: 55f.

sich für Diskriminierung nicht zuständig, „*vendors and contractors have little incentive to ensure that their systems aren't reinforcing historical harms or creating new ones*“<sup>57</sup>. Viele der soziotechnischen Systeme sind neoliberal-profitorientierte Techprodukte – die je nach geopolitischem Kontext unterschiedlich reguliert werden. Werden die soziotechnischen Systeme in staatlich regulierten Bereichen zur Entscheidungsfindung eingesetzt, entfallen dabei mitunter etablierte Mechanismen der Kontrolle und Verantwortlichkeit.<sup>58</sup>

„*Predictive Policing*“ ist ein Bereich, für den soziotechnische Systeme inzwischen vielerorts genutzt werden. Damit einher geht eine Gefahr des „*Racial Profiling*“, der verstärkten Kontrolle bestimmter Bevölkerungsgruppen und Räume, wie das Beispiel der „gang violence matrix“ der Londoner Metropolitan Police illustriert:<sup>59</sup> Diese Datenbank erfasst mutmaßliche Gang Mitglieder und Personen, die mit Gewalt in Gang Milieus in Berührung kommen. Eine Studie von Amnesty International zeigte, dass sie neben Vorstrafen auch Informationen aus sozialen Medien nutzt. 2017 umfasste die Datenbank 3806 Namen, davon 1500 Namen von Personen ohne Vorstrafen, von denen die meisten junge schwarze Männer waren – die Einstufung erfolgte u.a. nach Kriterien wie Musikpräferenzen. Die Polizei nutzt die Matrix für vorausschauende Polizeiarbeit und Prävention, die Namen werden auch mit anderen Behörden wie Schulen und Sozialeinrichtungen geteilt. Es sind Fälle bekannt, in denen die Weitergabe dieser Informationen die Entscheidungen von Behörden beeinflusst hat. Personen wurden über ihre Einstufung nicht informiert. Schließlich mussten in Zusammenhang mit Datenschutzverstößen tausend Namen aus der Gang Matrix entfernt werden.<sup>60</sup> Typisch an diesem Beispiel ist die Stereotypisierung, Überwachung und Kriminalisierung schwarzer, männlicher Identitäten, die nicht zuletzt das Risiko selbsterfüllender Prophezeiungen birgt, sie

“(…) can lead to a feedback loop where those included in a criminal justice database are more likely to be surveilled and thus more likely to have more information about them included, which justifies further police scrutiny. (…)|nequity is not only deepened but tech-washed, justified by the systems that appear

---

57 Crawford 2021: 199

58 Crawford 2021: 199; Eubanks 2017

59 Kalthuener & Obermüller 2018: 38ff.

60 The Guardian, 2021

immune to error yet are, in fact, intensifying the problems of overpolicing and racially biased surveillance“.<sup>61</sup>

Ein ganz anderes Beispiel ist SAFElab:<sup>62</sup> in diesem Projekt wurden Twitter Daten genutzt um zu erforschen, wie Jugendliche in Chicago mit Gang-bezogener Gewalt umgehen. In einer Kooperation aus Forscher\*innen, Sozialarbeiter\*innen und vormalig in Gangs involvierten jugendlichen Expert\*innen wurden kontextuelle Social Media Analysen vorgenommen und ein Trainingsdatensatz als Grundlage für einen lernenden Klassifikationsalgorithmus entwickelt. Hier wurde der soziokulturelle Kontext genau analysiert und in die Entwicklung des Systems einbezogen, um Vorurteile und Diskriminierung zu vermeiden. Dieses Konzept setzt auf Wissenstransfer zwischen Forschenden und Betroffenen und auf die Ausbildung zivilgesellschaftlicher, sozialer Infrastrukturen als wesentlichem Bestandteil von soziotechnischen Systemen. Schließlich soll noch ein für gendered organizations und inequality regimes zentrales Feld betrachtet werden, die „work organization“ im Schatten der großen Techunternehmen. Dass KI „effizient“ erscheint, hängt von viel „unsichtbarer“ menschlicher Arbeit,<sup>63</sup> vielfach unter prekären Bedingungen ab:

„(...) the hard physical labor of mine workers, the repetitive factory labor on the assembly line, the cybernetic labor in the cognitive sweatshops of outsourced programmers. The poorly paid crowdsourced labor of Mechanical Turk workers, and the unpaid immaterial work of everyday users.“<sup>64</sup>

Die „unsichtbare Arbeit“ reicht von „Gratisarbeit“, die wir als User\*innen soziotechnischer Systeme mit unseren täglichen Interaktionen verrichten (wir produzieren Daten und trainieren KI durch digitale Interaktionen), über neue crowdsourcing Plattformen wie Amazon Mechanical Turk bis zur Kinderarbeit beim Abbau von Rohstoffen. Digitale soziotechnische Systeme haben eine materielle Basis, deren Rohstoffe wie Kobalt für Lithiumbatterien in Smartphones und Laptops unter ausbeuterischen Bedingungen

---

61 Crawford 2021: 198

62 D'Ignazio & Klein 2020: 162f.

63 D'Ignazio & Klein 2020: 187ff.

64 Crawford 2020: 69

extrahiert werden.<sup>65</sup> Während Unternehmen ein vitales Interesse an der Unsichtbarkeit dieser Arbeits- und Ausbeutungsstrukturen haben, gibt es vermehrt Anstrengungen, diese sichtbar zu machen.<sup>66</sup> Die Trennlinie zwischen sichtbarer und „unsichtbarer“ Arbeit verläuft entlang von gender, race and class: „*While the demographics of Silicon Valley tech workers remain steadily young, white and male, these global „ghost workers“ are often older women of color, and always required to accept precarious labor conditions*“<sup>67</sup>. „Effektivität“ bedeutet hier auch eine „Rationalisierung“, in der bereits benachteiligte Gruppen das Nachsehen haben – so ging die Einführung automatisierter Systeme zur Versorgung mit Gesundheits- und Sozialhilfeleistungen in verschiedenen US-Bundesstaaten mit Jobverlusten erfahrener Sozialarbeiter\*innen einher, ebenfalls zu einem erheblichen Teil schwarze Frauen.<sup>68</sup>

Was die Arbeitsmöglichkeiten von Frauen betrifft, wurden ambivalente Hoffnungen auf flexible Vereinbarkeitsmöglichkeiten von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit und selbstbestimmte (Zu-)Verdienstmöglichkeiten in der neuen Plattformökonomie gesetzt. Digitale Plattformen zur Vermittlung von Arbeit existieren für die unterschiedlichsten Bereiche, z.B. Dienstleister wie Lieferando, Uber und nicht zuletzt digitale Dienstleistungen wie Softwaredesign, Bereinigung oder Kategorisierung von Daten. Es hat sich gezeigt, dass algorithmische Systeme eine starke Überwachung und Kontrolle der Plattformarbeiter\*innen ermöglichen. Zudem gibt es Hinweise, dass die für Plattformarbeitende und ihre Reputation zentrale Bewertung auch traditionell-stereotypen Mustern folgt, d.h. Frauen und schwarze Menschen weniger und schlechtere Bewertungen für ihre Arbeit erhalten. Auch entstehen neue Räume und Möglichkeiten für geschlechterbezogene Gewalt und sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, Einkommens- und Vergütungsunterschiede, fehlende Mitbestimmungsstrukturen und Interessensvertretungen.<sup>69</sup>

Algorithmengestützte Recruitmentverfahren sollen die Problematik von Vorurteilen bei Personalverantwortlichen lösen und den Aufwand von Auswahlprozessen reduzieren. Ob sich die Hoffnung erfüllen kann, hängt von mehreren Faktoren ab, u.a. der Modellierung der Lösung (z.B. Zielkriterien dafür, wer die bestgeeigneten sind), den verwen-

---

65 D'Ignacio & Klein 2020:184f., Crawford 2021

66 z.B. Crawford 2021, Crawford & Joler 2018

67 D'Ignacio & Klein 2020: 183

68 Eubanks 2017

69 Sachverständigenkommission 2021: 59-65

deten Trainingsdaten (z.B. was sind bisherige „gute Entscheidungen“, gibt es Diversität in den Datensätzen?). Je mehr Informationen der Algorithmus über eine Person hat, umso stärker kann er sie diskriminieren. Selbst wenn Variablen wie Geschlecht oder ethnischer Hintergrund explizit ausgeschlossen werden, können sie durch Metadaten oder korrelierende Variablen, z.B. Wohnort in segregierten Stadtteilen doch wieder als wichtiges Kriterium in Auswahl- und Entscheidungsprozesse einfließen.<sup>70</sup> Algorithmen und KI treffen also nicht automatisch vorurteilsfreie, objektive Entscheidungen – nicht zu diskriminieren ist wesentlich voraussetzungsvoller.

## 5. Konstruktion von Symbolen und Bildern

Die zweite Dimension der „gendered organizations“ bezeichnet die Konstruktion von Symbolen und Bildern, die die in der ersten Dimension manifesten Unterteilungen erklären, zum Ausdruck bringen, reifizieren oder manchmal diesen auch entgegenstehen, z.B. sprachlicher Ausdruck, Ideologien, Kulturen, Bekleidung, mediale Darstellungen, etc.. Hier bieten vor allem Social Media Plattformen breiten Raum für stereotype (Selbst-)Darstellungen, aber auch Möglichkeiten, zum Beispiel binäre Geschlechterstereotype aufzubrechen.<sup>71</sup> Schließlich sind Symbole wichtig, die die Daten, Algorithmen und KI, also die soziotechnischen Systeme selbst betreffen.

Im Jahr 2013 lancierte die UNO eine Kampagne gegen den weit verbreiteten Sexismus und die Diskriminierung von Frauen, die sich auch im Netz reproduziert, z.B. in der Funktion der Autovervollständigung der Google Suche. Eine Suchanfrage „Frauen sollten“ wurde vom Google-Algorithmus mit Aussagen wie „nicht studieren“, „keine Rechte haben“ oder „nicht arbeiten“ ergänzt.<sup>72</sup> Ergebnisse einer Bildersuche nach „black girls“ zeigten über Jahre hinweg vorrangig pornografische Darstellungen.<sup>73</sup> Bei der Jobsuche bekommen Frauen bei Google weniger Anzeigen in Zusammenhang mit gut bezahlten beruflichen Positionen angezeigt als Männer.<sup>74</sup> Auch weibliche Führungskräfte werden nicht angemessen repräsentiert: machen weibliche CEOs in den

---

70 Dewes 2015

71 Sachverständigenkommission 2021: 120

72 UN Women 2013

73 Noble 2018

74 Datta et al. 2015

USA etwa 27% aus, sind sie in Ergebnissen der Bildersuche nur mit 11% vertreten, zudem dominieren stereotype Darstellungen.<sup>75</sup> Eine weiße Braut wird von KI als solche erkannt, eine Braut aus Nordindien aber als Kostüm kategorisiert:<sup>76</sup> Eine automatische Beschlagwortung von Bildern weist Fotos von schwarzen Menschen die Bezeichnungen Affe und Gorilla zu.<sup>77</sup> Eine weitere Studie zeigte, dass die Google Suche nach Namen, welche afroamerikanisch klingen, häufiger mit Werbeanzeigen verknüpft sind, die einen Eintrag im Strafregister implizieren.<sup>78</sup> Der Chatbot Tay, der von Microsoft ins Netz gestellt wurde, um die Sprache junger Menschen zu lernen, eignete sich innerhalb von 24 Stunden derart extreme sexistische und rassistische Inhalte an, dass das selbstlernende Programm vom Netz genommen und viele seiner Tweets gelöscht werden mussten.<sup>79</sup>

Algorithmen lernen mit der Zeit, welche Einschaltungen die meisten Klicks bringen. Eine Perspektive, wonach Algorithmen „nur“ Vorurteile von User\*innen reproduzieren, ansonsten aber objektiv sind, greift allerdings zu kurz. Denn Algorithmen spiegeln auch die Werte, Normen und Strukturen der Werbepartner\*innen, Kund\*innen und algorithmischen Praktiken des Unternehmens. Suchergebnisse und Rankings werden zudem vielfach manipuliert, z.B. um Werbepartner\*innen ganz oben auf Ergebnislisten zu platzieren oder verbotene Inhalte zu entfernen. Es gibt eine ganze „Schattenindustrie“ zur „Optimierung“ von Suchergebnissen.<sup>80</sup> Suchergebnisse sind daher *„deeply contextual and easily manipulated, rather than objective, consistent, and transparent, (...) they can be legitimated only in social, political, and historical context“*<sup>81</sup>. Dennoch *normalisieren* Suchergebnisse rassistische und sexistische Vorurteile:<sup>82</sup> Ergebnislisten werden als objektiv und glaubwürdig dargestellt und wahrgenommen.

Suchergebnisse und -vorschläge sind algorithmisch erzeugte Resultate mehrerer Faktoren inklusive der Popularität der eingegebenen Suchbegriffe“, d.h., Häufigkeit, mit denen nach Begriffen gesucht wird, Ort und Zeitpunkt der Suche. Bei selbstlernenden Algorithmen sind die Faktoren nicht mehr vollständig nachvollziehbar. Aber selbst

---

75 Kay et al. 2015; die CEO Barbie findet sich ebenfalls unter den ersten Treffern, The Verge 2015

76 Zou & Schiebinger 2018

77 Noble 2018

78 Sweeney 2013

79 Zweig 2019

80 Noble 2018: 49

81 Noble 2018: 45

82 Noble 2018

explizite Eingriffe des Unternehmens – z.B. wann, wie und warum die pornografische Darstellung von „black girls“ im Laufe der Zeit doch noch geändert wurde, sind nicht transparent.<sup>83</sup> Google hat eine Monopolstellung, welche ins Internet gespeisten Informationen wann, wo und wie wieder auftauchen. Da staatliche bzw. öffentliche Strukturen zunehmend von kommerziellen, monopolisierten Organisationen abhängig sind, ist es wichtig, hier entgegenzuwirken.<sup>84</sup> Die Google Suchvervollständigung kann sich übrigens auch als selbsterfüllende Prophezeiung entfalten und ein bestimmtes Klickverhalten erst provozieren, z.B. mit angedeuteten Skandalen wie „Merkel schwanger“: *„dann kommt es zu einer selbsterfüllenden Prophezeiung: Was niemand suchte, wird zur beliebtesten Suchanfrage – einfach nur deshalb, weil es vorgeschlagen wird.“*<sup>85</sup> Strukturelle und historisch gewachsene Diskriminierung schlägt sich in Suchanfragen, Nutzungsverhalten, Daten und schließlich den Algorithmen, Modellen und Ergebnissen nieder. Trennlinien wie problematische Repräsentationen von Frauen und anderen marginalisierten sozialen Gruppen, die in der Informationswelt geschaffen oder reproduziert werden, beeinflussen auch Wahrnehmungen, Verhalten und (Geschlechter-)Verhältnisse in der analogen sozialen Realität. So kann die exzessive Verbreitung von Stereotypen auf Social Media der Entwicklung diverser Rollenvorbilder entgegenstehen, z.B. indem sie die Berufswahl junger Menschen beeinflussen.<sup>86</sup> Eines der wirkmächtigsten Symbole ist die Aura bzw. der Mythos der Objektivität<sup>87</sup> im Mainstreamdiskurs über Daten und insbesondere Big Data, Data Mining, algorithmische Verfahren und KI, der sich nicht zuletzt auf Grund der institutionellen Macht der großen Techunternehmen, z.B. ihrer exzessiven Publikationspolitik, hartnäckig hält.<sup>88</sup> Dabei hat die feministische Forschung bereits vor Jahrzehnten den *„view from nowhere“*, also die Vorstellung, dass sich die Produktion von Wissen unabhängig von konkreten Personen und ihrer sozialen Situiertheit vollzieht, als männlich geprägtes Ideal entlarvt, das die Tatsache verschleiert, dass Wissen immer in konkreten sozialen und politischen Kontexten entsteht und immer nur eine partielle Perspektive repräsentiert.<sup>89</sup> Für die öffentlichkeitswirksamen Objektivitätsdiskurse im Bereich der KI haben

---

83 Noble 2018

84 Noble 2018

85 Zweig 2019: 249

86 Sachverständigenkommission 2021

87 boyd & Crawford 2012

88 Zuboff 2018, Campolo & Crawford 2019

89 Haraway 1988

Campolo & Crawford (2020) in Anlehnung an Max Weber den Begriff „enchanted determinism“ eingeführt, „claims about ‚superhuman‘ accuracy and insight, paired with the inability to fully explain how these results are produced“. Dieser Diskurs produziert Technikoptimismus und „shields the creators of these systems from accountability while its deterministic, calculative power intensifies social processes of classification and control“<sup>90</sup>. Vermeintlich objektive Systeme wie algorithmische Verfahren, die große Intransparenzen aufweisen, bergen wie auch in der analogen Welt die Gefahr, in hohem Maß diskriminierungsanfällig zu sein, wenn sie ungeprüft eingesetzt werden.<sup>91</sup> Die Prüfung dieser Verfahren ist aus verschiedenen Gründen schwierig. Wenn Prüfungen vorgenommen werden, sind die Evaluationskriterien meist nicht ausreichend breit gesteckt: „The focus on the ‚technical success‘ of a system in a discourse of enchanted determinism works to seal off its epistemological shortcomings and ethical problems“.<sup>92</sup> Ein Problem ist demnach, dass die Systeme als technische und nicht als soziotechnische Systeme evaluiert werden. Eine in kleinem Rahmen gesteckte technische Funktionalität wird geprüft, nicht aber die Auswirkungen im sozialen System. Dies führt zu „irrational rationalization“<sup>93</sup>: Systeme, die außerordentlich detaillierte Informationen über die Lebensmuster der Menschen besitzen (die aus Smartphones, Laptops, Social Media, Sensornetzwerken etc. extrahiert werden), denen es aber an sozialem und historischem Kontext mangelt. Kontextualisierung stellt eine Voraussetzung für Validität und verantwortungsvollen Umgang mit den soziotechnischen Systemen dar.<sup>94</sup> Diese Problematik wird zunehmend durch Initiativen adressiert,<sup>95</sup> während kritische Data Science Ansätze wie „auditing algorithms“ aufzeigen, wie Nutzen und Schaden soziotechnischer Systeme sozial ungleich verteilt sind.<sup>96</sup> Interessant ist, dass etablierte (sozial-)wissenschaftliche Konzepte wie Klasse im Mainstream Diskurs um datengetriebene Systeme als nicht ausreichend/zu fehlerbehaftet und vereinfachend dargestellt werden, weil sie das individuelle Verhalten nicht angemessen berücksichtigen würden.<sup>97</sup> Digitale Daten, die wir im Alltag nebenbei pro-

---

90 Campolo & Crawford 2020: 1

91 Sachverständigenkommission 2021: 96

92 Campolo & Crawford 2020: 12

93 Campolo & Crawford 2020: 13

94 Sachverständigenkommission 2021, D'Ignazio & Klein 2020, Draude et al. 2020

95 Sachverständigenkommission 2021: 36

96 D'Ignazio & Klein 2020: 57; Eubanks 2017

97 Pentland 2013: 80

duzieren, werden demgegenüber als „honest signals“ verstanden, die „für sich selbst sprechen“ und für deren Analyse und Interpretation keine sozialwissenschaftlichen Kompetenzen mehr erforderlich seien. Es kommt also zu einer Verschiebung der Definitionsmacht von Sozialwissenschaften, die kritische Fragen über Datensätze, Validität und soziale Systeme stellen, in die mathematisch-naturwissenschaftlich geprägten Data Sciences.<sup>98</sup>

Daten sprechen aber nicht für sich selbst, sie müssen immer interpretiert werden.<sup>99</sup> Die Deutungsmacht verschiebt sich nicht nur, sie wird auch monopolisiert, dadurch dass primär kommerzielle Firmen die Kapazitäten aufweisen, Daten zu sammeln und datengetriebene Systeme zu entwickeln und einzusetzen. Das hat auch Auswirkungen darauf, wer Zugriff auf welche Ausschnitte dieser Daten hat, welche Fragen gestellt und wie sie beantwortet werden können; hier entstehen beträchtliche Asymmetrien.<sup>100</sup> Der ungleiche Zugang von Wissenschaftler\*innen hat jedenfalls negative Auswirkungen auf die Objektivität, denn Ergebnisse können kaum noch validiert oder repliziert werden.

Grenzen von Datensätzen werden bei datengetriebenen Systemen meist nicht kritisch reflektiert. Aus dem Umstand, dass die Daten aus digitalen Interaktionen „nebenbei“ gewonnen werden (und nicht im Rahmen wissenschaftlicher Erhebungsformate), wird geschlossen, es handle sich um „natürliche“ Daten, obwohl z.B. aus social media gewonnene Daten hoch artifizial sind. Die Nutzung user-generierter Daten tendiert dazu, mehr Wohlhabende, Gebildete, Weiße und Männer zu repräsentieren.<sup>101</sup> Außerdem sind „Aktionsformate“ auf soziotechnischen Plattformen vorformatiert, wie etwa liking, clicking, sharing, hyperlinks, hashtags oder auto-complete Funktionen. Digitale Plattformen unterwerfen soziale Interaktion bestimmten Logiken, z.B. sollen sie Vernetzung befördern, bieten viele Möglichkeiten zur Bewertung oder versuchen, uns zu möglichst vielen likes und shares zu bewegen. Aus dieser Perspektive zeichnen sich digitale Daten eher durch ihre „Künstlichkeit“ als durch ihre „Natürlichkeit“ aus.<sup>102</sup> Algorithmen und KI leben von der Verfügbarkeit von Daten in großer Menge und Varietät. Vor diesem Hintergrund hat sich ein mächtiger Extraktionsimperativ entwickelt, der

---

98 boyd & Crawford 2012

99 D'ignazio & Klein 2020, Haraway 1988

100 boyd & Crawford 2012

101 boyd & Crawford 2012

102 Marres 2017: 52

sich metaphorisch im Ausdruck „*data, the new oil*“ manifestiert: ein Glaube, dass die Welt aus Daten besteht und diese einfach extrahiert und verwendet werden dürfen.<sup>103</sup>

Die „*Ideology of data extraction*“<sup>104</sup> verändert auch die Rolle alltäglicher User\*innen für Techunternehmen: von Kund\*innen zu Datenressourcen, die für den Profit von Werbekund\*innen ausgebeutet werden.<sup>105</sup> Interaktionen von User\*innen werden für die Datenextraktion instrumentalisiert „*This extractive system creates a profound asymmetry between who is collecting, storing, and analyzing data and whose data are collected, stored, and analyzed.*“<sup>106</sup>

Wieder sind marginalisierte Gruppen besonders von Datenextraktion und -verwendung ohne Konsens betroffen. So werden etwa Polizeifotos ohne Einverständnis (oder Wissen) der Betroffenen als Trainingsdaten für Gesichtserkennungssoftware verwendet.<sup>107</sup> IBM entwickelte einen experimentellen „*terrorist credit score*“, um ISIS Kämpfer\*innen von geflüchteten Menschen zu unterscheiden – die Daten syrischer Geflüchteter wurden dafür ohne deren Wissen oder Konsens herangezogen.<sup>108</sup> Entgegen der Alltagsvorstellung, dass Menschen keine Probleme mit Datenextraktion haben, wenn sie im Gegenzug Gratisservices, Apps und Spiele nutzen können oder „*data for good*“ genutzt werden, gibt es tatsächlich sehr viel Widerstand gegen die Praktiken der Überwachung, Extraktion, Tracking, Targeting und unangemessener „*Personalisierung*“.<sup>109</sup>

Die Masse extrahierter Daten, Big Data, erlaubt genaue Verhaltensprognosen, die für Profitinteressen von Werbekund\*innen genutzt werden.<sup>110</sup> In den dominanten Diskursen um data mining wird zwar eingeräumt, dass diese Praktiken Fragen nach Privacy/Datenschutz aufwerfen; diese werden jedoch als lösbar dargestellt angesichts des Versprechens, datengetriebene Systeme zur „*foundation of a healthier, more pros-*

---

103 boyd & Crawford 2012

104 Crawford 2021: 94; vgl. ausführlich: Zuboff 2019

105 Zuboff 2018

106 D'Ignazio & Klein 2020: 25

107 Crawford 2021. Das National Institute of Standards and Technology veranstaltet in Kooperation mit Intelligence Advanced Research Projects Activity sogar Wettbewerbe, in denen KI Forschende gegeneinander antreten, um unter Verwendung von Polizeifotos den „schnellsten und akkuratesten“ Gesichtserkennungsalgorithmus zu küren, Crawford 2021: 92.

108 Crawford 2021: 205

109 Zuboff 2018

110 Zuboff 2018

*perous world*“ zu machen<sup>111</sup> und „data for the common good“ zu nutzen. Im Gegensatz dazu stehen Ansätze wie „data for co-liberation“ und Initiativen wie das „design justice network“. Diese entwickeln Alternativen, um marginalisierte Gruppen in Designprozesse soziotechnischer Systeme aktiv einzubeziehen und soziale Gerechtigkeit als grundlegendes Designprinzip in der Praxis zu verankern.<sup>112</sup> Der Slogan „doing good with data“ wird vor diesem Hintergrund kritisch herausgefordert:

„doing good with data‘ requires being deeply attuned to the things that fall outside the dataset – and in particular how datasets, and the data science they enable, too often reflect the structures of power of the world they draw from. In a world defined by unequal power relations, which shape both social norms and laws about how data are used and how data science is applied, it remains imperative to consider who gets to do the ‘good’ and who, conversely, gets someone else’s ‘good’ done to them.“<sup>113</sup>

## 6. Interaktionen

Die dritte Dimension beschreibt Interaktionen zwischen Individuen, inklusive jener Muster, die Dominanz und Unterwerfung zwischen den Geschlechtern enactieren, z.B. Unterbrechen, Gegenseitigkeit der Interaktion, Themenfestlegung in Diskussionen, Männer als Akteure und Frauen als emotionale Unterstützung.<sup>114</sup> Im Kontext der soziotechnischen Systeme Daten, Algorithmen und KI sollen nicht allein die unmittelbare Interaktion zwischen Individuen, sondern auch digital vermittelte Interaktionen zwischen Individuen und zwischen digitalen Anwendungen und User\*innen betrachtet werden, wie z.B. virtuelle Assistent\*innen oder Mikrotargeting zur Verhaltensbeeinflussung.

2017 berichtete der Australian über ein vertrauliches Dokument, in dem sich Facebook vor Werbekund\*innen damit brüstete, über psychologische Einsichten von 6,4 Mio. junger Australier- und Neuseeländer\*innen zu verfügen, die für Werbe- und Ver-

---

111 Pentland 2013

112 D'Ignazio & Klein 2020: 205f

113 D'Ignazio & Klein 2020: 47

114 Acker 1990

kaufszwecke manipuliert werden können.<sup>115</sup> Sprachassistentinnen sollen künftig Widerrede bei Beleidigungen und sexueller Belästigung leisten.<sup>116</sup> Seit 2017 wurde der Hashtag #MeToo millionenfach genutzt, um auf sexuelle Belästigung, Missbrauch und Übergriffe auf Frauen aufmerksam zu machen.

Wie angesprochen, sind bestimmte soziale Interaktionen in digitalen Umgebungen technisch vorkonstruiert. Hinzu kommen Verhaltenslogiken, die durch die Interessen der großen Tech-Unternehmen und ihrer Werbekund\*innen Verhaltensformen in der digitalen Welt präformieren und vorantreiben. Technische Vorgaben und ökonomische Handlungslogiken sind digitalen Interaktionen eingeschrieben, oft mit dem Ziel, das Verhalten der User\*innen zu manipulieren, z.B. mehr Zeit auf Plattformen zu verbringen, sich mit anderen zu vernetzen, jemanden „anzustubsen“, zu liken, zu bewerten, Inhalte zu teilen und auf Werbebotschaften zu reagieren.<sup>117</sup> Zuboff spricht in diesem Zusammenhang von „*Aktionsvorteilen*“: Sensoren, über die Daten erfasst werden, können gleichzeitig auch „Aktoren“ sein, um ein bestimmtes Verhalten zu provozieren, „*Die wahre Macht liegt heute darin, Echtzeithandeln in der realen Welt zu modifizieren.*“<sup>118</sup>

Ziele und Operationen der „*automatisierten Verhaltensmodifikation*“ werden von Unternehmen im Sinne ihrer Ertrags- und Wachstumsziele entworfen und kontrolliert auf Märkten, in denen User\*innen nicht die Kund\*innen, sondern die Verkaufsressource darstellen.<sup>119</sup> Ein Beispiel dafür ist das 2017 öffentlich gewordene Dokument von Facebook, das bei seinen Kund\*innen damit wirbt, die emotionalen und psychologischen Schwächen seiner jugendlichen User\*innen durch das Setzen von Werbeanreizen ausbeuten zu können.<sup>120</sup> Ein anderes Beispiel ist das Orchestrieren einer Situation aus der Ferne, wofür das Spiel Pokémon Go als „*Versuchsfeld für Fernstimulation im großen Stil*“ verstanden werden kann: Um Verkaufsziele von Werbekund\*innen zu erreichen, werden bestimmte Geschäfte oder Restaurants zu Anlaufstellen für Spieler\*innen gemacht.<sup>121</sup>

---

115 Zuboff 2018: 348

116 Die Zeit Online 2018

117 Marres 2017

118 Zuboff 2018: 335

119 Zuboff 2018: 336

120 Zuboff 2018: 348

121 Zuboff 2018: 355f.

Viele dieser Interaktionmechanismen und Targeting-Methoden operieren unterhalb der Wahrnehmungsschwelle, sie umgehen also unser Bewusstsein.<sup>122</sup> Andererseits passen Menschen ihr Verhalten auch an die Logik algorithmischer Prozesse an, z.B. wann sie auf Facebook posten und wie Beiträge gestaltet werden, um maximale Aufmerksamkeit zu generieren; sie adaptieren ihr Verhalten gemäß der operativen Logik von Social Media Plattformen<sup>123</sup> eine Logik von likes, shares und rankings, die auch dazu führt, dass prominente Videos wie die „ice bucket challenge“ wichtige andere Inhalte, z.B. Konflikte um rassistische Diskriminierung verdrängen.<sup>124</sup> Geschlechter-spezifische Dimensionen der Verhaltensmodifikation sind noch kaum erforscht.

Die Interaktion mit virtuellen Assistent\*innen wie SIRI oder ALEXA erfreut sich zunehmender Beliebtheit. Eine Analyse von Both (2014) zeigte auf, wie diese Assistentinnen vergeschlechtlichte Arbeitsteilung und Persönlichkeiten reproduzieren. Das Bestreben, „authentische“ virtuelle Gefährt\*innen zu entwickeln, führt zu Reifikation heteronormativer Geschlechterbeziehungen und nicht zu deren Dekonstruktion. Vorgeblich für alle User\*innen entwickelt, repräsentieren sie männliche Berufs-, Lebens- und Erfahrungswelten, z.B. Konzentration auf Bedürfnisse von Geschäftsreisenden, Voraussetzung finanzieller Ressourcen etc.<sup>125</sup> Dem stehen Entwicklungen entgegen, so etwas wie „feministische KI“ zu bauen – zumindest werden erste Schritte gesetzt, um negative und sexistische Vorurteile sowie sexuelle Belästigung und Gewalt gegen Frauen im Umgang mit diesen Assistent\*innen nicht weiter zu bestärken.<sup>126</sup>

Sexualisierte und geschlechterbezogene Gewalt (hate speech, revenge porn...) ist in der digitalen Welt vielfältig und zahlreich vorhanden, was die Partizipation von Frauen be- bzw. auch verhindert.<sup>127</sup> Von Hate Speech betroffen sind v.a. Frauen, die öffentlich auftreten, z.B. sich beruflich exponieren, öffentlich engagieren oder mit geschlechterstereotypen Erwartungen brechen. Rassistische und sexistische Cybergewalt kann sich auch gegen Männer richten, v.a., wenn sie hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen nicht entsprechen.<sup>128</sup> Feindseliger Sexismus und digitale Gewalt wirken als

---

122 Zuboff 2018

123 Bucher 2017, Marres 2017

124 Bucher 2017: 37

125 Both 2014

126 Die Zeit Online 2018

127 Sachverständigenkommission 2021: 124

128 Sachverständigenkommission 2021: 125f.

Platzanweiser und Mittel zur Stabilisierung tradierter Geschlechterrollen.<sup>129</sup> Diese Formen von Interaktion und Radikalisierung in sozialen Netzwerken diskriminieren vulnerable Gruppen, die sich dann auch aus Onlineumgebungen zurückziehen. Dies ist die Kehrseite des Umstandes, dass das Netz auch Möglichkeiten bietet, Marginalisierung und Gewalt entgegenzutreten, wie etwa der Erfolg der #MeToo Kampagne gezeigt hat.

## 7. Vergeschlechtlichte Komponenten der individuellen Identitäten

Die bisher besprochenen Dimensionen produzieren im Zusammenspiel vergeschlechtlichte Komponenten individueller Identitäten, z.B. die Wahl „geeigneter“ Berufe, Sprachgebrauch, Bekleidung, und die Repräsentation des Selbst als vergeschlechtlichter Teil der Organisationen.<sup>130</sup> Wie bereits angesprochen, trifft dies auf jede Menge user\*innengenerierten Content und Social Media Plattformen zu. An dieser Stelle soll jedoch das Phänomen der Prognose sozialer Identitäten aufgegriffen werden.

„Deep learning systems are at their most deterministic when they are applied to ascribe identity or other social characteristics from a set of inputs understood as signals“<sup>131</sup>, z.B. die Vorhersage der sexuellen Orientierung anhand von Gesichtern.<sup>132</sup> Die „Gay Faces Study“ von Kosinski & Wang erregte 2017 weltweites Aufsehen. Die Forscher hatten eine Software entwickelt, die vermeintlich sexuelle Orientierung von Gesichtern ablesen kann. Kurz darauf veröffentlichte der Psychologe Todorov gemeinsam mit KI Forschern von Google eine Reihe von Gegenstudien, die nachwiesen, dass Gesichtserkennungstechnologien stark auf Kriterien wie Gesichtsausdruck, Kopfhaltung etc. reagieren. Die Studien zeigten, dass jene Unterschiede, die Kosinski und Wang als Hinweise auf biologischen Determinismus interpretiert hatten, durch Differenzen in Pflegeroutinen, Selbstdarstellung und Lebensweise – also soziokulturelle Unterschiede und „doing gender“ erklärt werden konnten (Kaltenheuner & Obermüller 2018).

In der kritischen KI Forschung werden Studien zur Prognose sozialer Identitäten und ihre Auswirkungen als hochproblematisch eingestuft: „When these techniques

---

129 Sachverständigenkommission 2021: 128, vgl. auch Rudman & Glick 2008

130 Acker 1990

131 Campolo & Crawford 2020: 10

132 Kosinski & Wang 2018

*are introduced in social domains, they have the potential to intensify hierarchies and differences while closing them off to political debate, visibility, or accountability.*<sup>133</sup>

Die Schwierigkeit mit derartigen Klassifikationen besteht darin, dass Konzepte wie „Identität“, „gender“, „sexuelle Orientierung“ oder „Kriminalität“, die hochgradig von sozialem Kontext abhängige und relationale Phänomene darstellen, „vereindeutigt“ werden, d.h. auf wenige Bedeutungsdimensionen reduziert, deren Validität oft mehr als fragwürdig ist. Trotzdem wird die Praxis in Mainstreamdiskursen der KI kaum hinterfragt: *„the ideas that race and gender can be automatically detectable in machine learning is treated as an assumed fact and rarely questioned by the technical disciplines, despite the profound political problems this presents.*“<sup>134</sup>

Die Diskriminierungsanfälligkeit zeigt sich besonders in Überwachungstechnologien, *„where software code and a false sense of objectivity come together to contain and control the lives of Black People, and of other people of color“*<sup>135</sup>. Gesichtserkennung und biometrische Verfahren erkennen weiße Männer am besten, Frauen mit dunkler Haut am schlechtesten.<sup>136</sup> Überwachungstechnologische Systeme werden im staatlichen wie privaten Bereich beworben und eingesetzt. Falsche Identifikation kann, wie oben angesprochen, von Unannehmlichkeiten bis zu bedrohlichen Szenarien reichen. Obwohl seit Jahrzehnten im Einsatz, führten erst kritische Untersuchungen in den letzten Jahren dazu, dass Verzerrungen bei der Erkennung bestimmter Personengruppen, v.a. sexistische, rassistische und altersdiskriminierende Verzerrungen, getestet und adressiert werden.<sup>137</sup> Auch hier wirkt der „privilege hazard“: *„prototypical whiteness as well as proto-typical maleness, youth, and able-bodiedness inscribes racial categories into surveillance technologies like facial recognition (...) and pervades machine learning.*“<sup>138</sup>

Die Beispiele machen deutlich, dass soziotechnische Systeme bestehende Diskriminierung automatisieren können, dies bestimmte Menschengruppen stärker betrifft und sie häufiger mit den Auswirkungen konfrontiert sind, während Hersteller- und Anwender\*innen behaupten, dass Prognosen von Faktoren wie Hautfarbe oder Ge-

---

133 Campolo & Crawford 2020: 12

134 Crawford 2021: 144

135 Benjamin, zit. nach D'Ignazio & Klein 2020: 55

136 D'Ignazio & Klein 2020

137 Sachverständigenkommission 2021: 32

138 Campolo & Crawford 2020:14f.

schlecht unabhängig sind. Viele der soziotechnischen Systeme sind durch Geschäftsgeheimnisse geschützt, was es schwer macht, programmierten Vorurteilen und Diskriminierungen entgegenzuwirken. Die Gefahr in Zusammenhang mit KI ist nicht, dass die Systeme intelligenter als Menschen werden könnten, sondern dass sie Sexismus, Rassismus und andere Formen der Diskriminierung in der digitalen Infrastruktur der Gesellschaften festschreiben:<sup>139</sup> *„Sexism, racism and other forms of discrimination are built into the machine-learning algorithms that underlie the technology behind many ‚intelligent‘ systems that shape how we are categorized and advertised to.“*<sup>140</sup>

Als letztes Beispiel soll noch die Klassifikation und Prognose sozialer Identitäten zum Zwecke der Personalisierung und des targeted advertising angesprochen werden. Algorithmen folgen User\*innen und ihren digitalen Interaktionen („tracking“) mit dem Ziel, Profile über ihre Identitäten und Aktivitäten anzulegen, die dann für die Auswahl „relevanter Inhalte“ und zielgenaue Werbebotschaften genutzt werden. Wie in der analogen Werbung auch, ist digitale Werbung und die Praxis des „algorithmic profiling“ gespickt mit Stereotypen, z.B. demografische Klassifikationen mit *„stereotypical assumptions about what the typical middle aged women is like“*<sup>141</sup>, welche Bedürfnisse und Vorlieben sie hat und welche Produkte sie am wahrscheinlichsten kaufen wird (und wann). Auch wenn User\*innen Stereotype erkennen und Werbebotschaften als unpassend, irritierend oder ärgerlich empfinden können, wirken sie dennoch darauf ein, welche digitalen Inhalte wir überhaupt angeboten bekommen, z.B. die konsequente Bewerbung von Jojo Moyes Romanen, aber keinerlei feministische Literatur. Es ist schwierig, algorithmischer Kategorisierung zu entkommen oder diese zu modifizieren<sup>142</sup> – und das beeinflusst und begrenzt Erfahrungs-, Entfaltungs- und Entwicklungsmöglichkeiten.<sup>143</sup> *„The question is not just whether the categories and classifications that algorithms rely on match our sense of self, but to what extent we come to see and identify ourselves through ‚the eyes‘ of the algorithm?“*<sup>144</sup>

---

139 D'Ignacio & Klein 2020: 29

140 Crawford 2016

141 Buchner 2017: 34

142 Bucher 2017

143 Zuboff 2018

144 Buchner 2017: 34f.

## 8. Diskussion und Ausblick

Vorurteile und Diskriminierung sind historisch gewachsen und in gesellschaftliche Strukturen eingegossen. Strukturelle Diskriminierung manifestiert sich in unterschiedlichen sozialen und ökonomischen Lebens- und Entwicklungschancen, z.B. Bildungssystem, Arbeitsmarkt, Gesundheit. Es sind diese Bereiche, in denen Lebens- und Entwicklungschancen zusehends von digitalen soziotechnischen Systemen beeinflusst werden. Die historisch gewachsene Diskriminierung geht in Daten, Algorithmen und digitale Systeme ein, es kommt zu gravierenden Ungleichheitseffekten, die nicht von unmittelbar diskriminierenden Absichten und Handlungen von Akteur\*innen ausgehen (müssen). Dennoch entfalten sie Wirkung, oft „unsichtbar“, bis aufgezeigt werden kann, dass bestimmte Technologien für bestimmte Personengruppen nicht funktionieren, benachteiligend wirken und die Diskriminierung soziale Folgen hat.<sup>145</sup> Nun sind viele dieser Probleme nicht neu – neu ist aber die enorme (zeitliche, geografische und mikropolitische) Reichweite der digitalen soziotechnischen Systeme und ihr Potential zur Automatisierung sozialer Ungleichheit. Sie sind jedenfalls mit erheblichen Diskriminierungsrisiken verbunden.<sup>146</sup> Auch gut trainierte und „funktionierende“ Software kann zu diskriminierenden Entscheidungen kommen, wenn sie Vorurteile in vergangenen Entscheidungen aus einem Datensatz gelernt hat, die Zielkriterien diskriminierend sind oder das System auf ein Feld angewendet wird, in dem strukturelle Diskriminierung wirkt.

Data Mining ermöglicht es, intendierte Diskriminierung – unter dem Deckmantel der Objektivität – zu verschleiern, z.B. durch den Ausschluss geschützter Merkmale; und erschwert es, nicht intendierte Diskriminierung aufzuspüren, nicht zuletzt auf Grund der Komplexität der Systeme, die Entwickler\*innen oft selbst nicht mehr ganz nachvollziehen können.<sup>147</sup> Es sind konservative Systeme, die Muster aus Daten (gesammelte Erfahrungen aus der Vergangenheit) in gegenwärtige Entscheidungen einfließen lassen und in die Zukunft projizieren.<sup>148</sup> Aber selbstlernende Algorithmen projizieren nicht nur die Vergangenheit in die Zukunft, sie individualisieren auch treffsicher strukturelle Diskriminierung. So werden aggregierte Daten verwendet, um auf Basis der

---

145 Zweig 2019, Eubanks 2017

146 Sachverständigenkommission 2021: 91

147 Barocas & Selbst 2016

148 O’Neill 2016

Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen Prognosen für Individuen zu erstellen, die deren Leben maßgeblich beeinflussen.<sup>149</sup> Zweig spricht in diesem Zusammenhang von algorithmisch legitimierten Vorurteilen.<sup>150</sup> Die in diesem Beitrag ausgeführten Beispiele machen deutlich, dass algorithmische Diskriminierung bereits marginalisierte Menschengruppen stärker betrifft und sie häufiger mit den Auswirkungen konfrontiert sind.<sup>151</sup>

Breite interdisziplinäre Kooperationen sind erforderlich, um soziotechnische Systeme kontextualisieren, bias bearbeiten und gerechtere Systeme entwickeln zu können.<sup>152</sup> Dafür braucht es Theorien und Konzepte der kritischen Sozialwissenschaften, der Sozialen Ungleichheitsforschung, der Feministischen Forschung und Erkenntnistheorien, der Critical Race Studies, der Critical Data Studies sowie das Einbeziehen von Aktivist\*innen, und von Betroffenen in die Entwicklung der soziotechnischen Systeme<sup>153</sup> – Expertisen, die über digitale Technologie weit hinaus gehen, um Geschlechtergerechtigkeit, und soziale Gerechtigkeit aktiv als Zielsetzung in die Entwicklung digitaler soziotechnischer Systeme und in die Rahmenbedingungen für ihren Einsatz einzubringen.<sup>154</sup>

„The histories of classification show us that the most harmful forms of human categorization – from the Apartheid system to the pathologization of homosexuality – did not simply fade away under the light of scientific research and ethical critique. Rather, change also required political organizing, sustained protest, and public campaigning over many years.“<sup>155</sup>

Technikunternehmen sehen die Verantwortung gerne ausschließlich auf Seiten der Gesellschaft. Wird bei soziotechnischen Systemen soziale Gerechtigkeit aber aktiv berücksichtigt, d.h. bei Planung, Gestaltung, Entwicklung, Einsatz und Evaluation digitaler Systeme angestrebt und umgesetzt,<sup>156</sup> dann können gesellschaftliche Diskrimi-

---

149 D'Ignazio & Klein 2020: 55

150 Zweig 2019: 229

151 Draude et al. 2020

152 Draude et al. 2020

153 Sachverständigenkommission 2021: 37; D'Ignazio & Klein 2020, Draude et al. 2020

154 Sachverständigenkommission 2021

155 Crawford 2021: 149

156 Sachverständigenkommission 2021

nierungen mit technischen Mitteln auch sichtbar gemacht werden und Möglichkeiten, diese auszuräumen, erschlossen werden. Datengetriebene Technologien können soziale Probleme nicht lösen, aber sie können zu Lösungen beitragen: „*Counting and measuring do not always have to be tools of oppression. We can also use them to hold power accountable, to reclaim overlooked histories, and to build collectivity and solidarity.*“<sup>157</sup>

Gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG, German Research Foundation): TRR 318/1 2021 – 438445824

## Bibliographie

- Acker, Joan (2011): “Theorizing Gender, Race, and Class in Organizations”. Jeanes, E.L.; Knights, D.; Martin, P.Y. (Eds.): *Handbook of Gender, Work & Organization*. Chichester: Wiley, 65-80.
- Acker, Joan (2006): “Inequality Regimes. Gender, Class, and Race in Organizations”. In: *Gender & Society* Vol. 20/4, 441-464.
- Acker, Joan (1990): “Hierarchies, Jobs, Bodies: A Theory of Gendered Organizations”. In: *Gender and Society*, Vol.4/2, 139-158.
- AlgorithmWatch gGmbH und Bertelsmann Stiftung (2019): “Automating Society. Taking Stock of Automated Decision-Making in the EU”. In: <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/automating-society> (03.09.2021).
- The Atlantic (2017): “Why Is Silicon Valley So Awful to Women?”. In: <https://www.theatlantic.com/magazine/archive/2017/04/why-is-silicon-valley-so-awful-to-women/517788/> (03.09.2021).
- Barocas, Solon/Selbst, Andrew D. (2016): „Big data’s disparate impact”. In: *California Law Review* 104, 671-732.
- BBC (2015): “Google apologises for Photos app’s racist blunder”. In: <https://www.bbc.com/news/technology-33347866> (03.09.2021).

---

157 D’Ignazio & Klein 2020: 123

- Bellamy, Rachel K. E./Dey, Kuntal/Hind, Michael/Hoffman, Samuel C./Houde, Stephanie/Kannan, Kalapriya/Lohia, Pranay/Martino, Jacquelyn/Mehta, Sameep/Mojsilovic, Aleksandra/Nagar, Seema/Ramamurthy/Karthikeyan Natesan/Richards, John/Saha, Diptikalyan/Sattigeri, Prasanna/Singh, Moninder/Varshney, Kush R./Zhang, Yunfeng (2018): *AI Fairness 360: An Extensible Toolkit for Detecting, Understanding, and Mitigating Unwanted Algorithmic Bias*. arXiv:1810.01943.
- Both, Göde (2014) "Multidimensional Gendering Processes at the Human-Computer-Interface: The Case of Siri. Gender-UselT: HCI, Usability und UX unter Gendergesichtspunkten". Marsden, Nicole/Kempf, Ute (Hg.) *Technik-Diversity-Chancengleichheit*, Berlin, München, Boston: De Gruyter Oldenbourg, 107-112.
- boyd, danah/Crawford, Kate (2012): "Critical questions for big data. Provocations for a cultural, technological, and scholarly phenomenon". In: *Information, Communication & Society*, Vol. 15/5, 662–679.
- Bucher, Taina (2017): "The algorithmic imaginary: exploring the ordinary affects of Facebook algorithms". In: *Information, Communication & Society* Vol. 20/1: 30-44.
- Campolo, Alexander/Crawford, Kate (2020): "Enchanted Determinism: Power without Responsibility in Artificial Intelligence". In: *Engaging Science, Technology, and Society* 6, 1-19.
- Crawford, Kate (2021): *Atlas of AI. Power, Politics, and the Planetary Costs of Artificial Intelligence*. New Haven & London: Yale University Press.
- Crawford, Kate (2016): "Artificial Intelligence's White Guy Problem". In: The New York Times, <https://www.nytimes.com/2016/06/26/opinion/sunday/artificial-intelligences-white-guy-problem.html> (16.08.2021).
- Crawford, Kate/Joler, Vladan (2018): "Anatomy of an AI System". In: <https://anatomyof.ai/> (03.09.2021).
- Criado Perez, Caroline (2019): *Invisible Women. Exposing data bias in a world designed for men*. London: Penguin Random House.
- Datta, Amit/Datta, Anupam/Tschantz, Michael Carl (2015): "Automated Experiments on Ad Privacy Settings: A Tale of Opacity, Choice, and Discrimination". In: *Proceedings on Privacy Enhancing Technologies*, 1, 92–112.
- Dewes, Andreas (2015): "Say hi to your new boss: How algorithms might soon control our lives. Discrimination and ethics in the data-driven society". In: [https://media.ccc.de/v/32c3-7482-say\\_hi\\_to\\_your\\_new\\_boss\\_how\\_algorithms\\_might\\_soon\\_control\\_our\\_lives#t=1021](https://media.ccc.de/v/32c3-7482-say_hi_to_your_new_boss_how_algorithms_might_soon_control_our_lives#t=1021) (03.09.2021).

- D'Ignacio, Catherine/Klein, Lauren F. (2020): *Data Feminism*. Cambridge, Massachusetts: The MIT Press.
- Draude, Claude/Klumbyte, Goda/Lücking, Phillip/Treusch, Pat (2020): "Situated algorithms: a sociotechnical systemic approach to bias". In: *Online Information Review* Vol. 44/2, 325-342.
- Eubanks, Virginie (2017): *Automating Inequality. How High-Tech Tools Profile, Police, and Punish the Poor*. New York: St. Martin's Press.
- Financial Times (2021): "After Google drama, Big Tech must fight against AI bias. 'Silicon Valley's problems with gender and racial imbalance are endemic and likely to last for years'". In: <https://www.ft.com/content/ef0c61ab-240d-42b1-af3c-aca2e4896bd2> (03.09.2021).
- The Guardian (2021): "A thousand young, black men removed from Met gang violence prediction database. Exclusive: Sadiq Khan review into 'discriminatory' police matrix found 38% on list posed little or no risk." In: <https://www.theguardian.com/uk-news/2021/feb/03/a-thousand-young-black-men-removed-from-met-gang-violence-prediction-database> (03.09.2021).
- The Guardian (2017): "New AI can guess whether you're gay or straight from a photograph". In: <https://www.theguardian.com/technology/2017/sep/07/new-artificial-intelligence-can-tell-whether-youre-gay-or-straight-from-a-photograph> (03.09.2021).
- Haraway, Donna (1988): "Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective". In: *Feminist Studies* Vol. 14/3, 575-599.
- Kaltheuner, Frederike/Obermüller, Nele (2018): *Datengerechtigkeit*. Berlin: Nicolai.
- Die Zeit Online (2018): "Alexa ist nicht mehr deine Schlampe." In: <https://www.zeit.de/digital/internet/2018-01/sprachassistenten-alexa-sexismus-feminismus-sprachsteuerung-ki> (25.08.2021).
- Lischka, K./Klingel, A. (2017): „Wenn Maschinen Menschen bewerten: Internationale Fallbeispiele für Prozesse algorithmischer Entscheidungsfindung“. In: Bertelsmann Stiftung, <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/wenn-maschinen-menschen-bewerten> (03.09.2021).
- Lupton, Deborah (2015): *Digital Sociology*. London and New York: Routledge.
- Marres, Noortje (2017): *Digital Sociology. The Reinvention of Social Research*. Cambridge/Malden: Polity Press.
- Mayer-Schönberger, Viktor/Cukier, Kenneth (2013): *Big Data. Die Revolution, die unser Leben verändern wird*. München: Redline.

- The New York Times (2019): "Apple Card Investigated After Gender Discrimination Complaints". In: <https://www.nytimes.com/2019/11/10/business/apple-credit-card-investigation.html> (03.09.2021).
- The New York Times (2016): "Artificial Intelligence's White Guy Problem". In: <https://www.nytimes.com/2016/06/26/opinion/sunday/artificial-intelligences-white-guy-problem.html> (03.09.2021).
- Noble, Safiya Umoja (2018): *Algorithms of Oppression. How search engines reinforce Racism*. New York: New York University Press.
- O'Neill, Catherine (2016): *Weapons of Math Destructions. How Big Data Increases Inequality and Threatens Democracy*. UK/USA/Canada/Ireland/Australia/India/New Zealand/South Africa: Penguin Books.
- Pentland, Alex (2013): "The Data-Driven Society". In: *Scientific American* 309, 80–83.
- Sachverständigenkommission für den Dritten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung (2021): „Digitalisierung geschlechtergerecht gestalten. Gutachten für den Dritten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung“. In: <https://www.dritter-gleichstellungsbericht.de/de/topic/73.gutachten.html> (03.09.2021).
- Süddeutsche Zeitung (2016): „Wenn Algorithmen Vorurteile haben.“ In: <https://www.sueddeutsche.de/digital/diskriminierung-wenn-algorithmen-vorurteile-haben-1.2806403> (03.09.2021).
- Sweeney, Latanya (2013): "Discrimination in Online Ad Delivery. Google ads, black names and white names, racial discrimination, and click advertising". In: *ACM Queue*, 11/3, 1–19.
- UN Women (2013): "UN Women ad series reveals widespread sexism." In: <https://www.unwomen.org/en/news/stories/2013/10/women-should-ads> (03.09.2021).
- Rekabsaz, Navid/West, Robert/Henderson, James/Hanbury, Allan (2021): "Measuring Societal Biases from Text Corpora with Smoothed First-Order Co-occurrence". In: *ICWSM 2021*, 549-560.
- Kosinski, Michal/Wang, Yilun (2018): "Deep Neural Networks Are More Accurate Than Humans at Detecting Sexual Orientation From Facial Images." In: *Journal of Personality and Social Psychology*, Vol. 114/2, 246–257.
- The Verge (2020): "UK ditches exam results generated by biased algorithm after student protests". In: [https://www.theverge.com/2020/8/17/21372045/uk-a-level-results-algorithm-biased-coronavirus-covid-19-pandemic-university-applications?utm\\_campaign=theverge&utm\\_content=chorus&utm\\_medium=social&utm\\_source=twitter](https://www.theverge.com/2020/8/17/21372045/uk-a-level-results-algorithm-biased-coronavirus-covid-19-pandemic-university-applications?utm_campaign=theverge&utm_content=chorus&utm_medium=social&utm_source=twitter) (03.09.2021).

- The Verge (2015): "Google Search thinks the most important female CEO is Barbie". In: <https://www.theverge.com/tldr/2015/4/9/8378745/i-see-white-people> (20.08.2021).
- Die Zeit online (2018): „Der Algorithmus diskriminiert nicht“. In: <https://www.zeit.de/ar-beit/2018-01/roboter-recruiting-bewerbungsgespraech-computer-tim-weitzel-wirt-schaftsinformatiker> (03.09.2021).
- Die Zeit Online (2016): „Twitter-Nutzer machen Chatbot zur Rassistin“. In: <https://www.zeit.de/digital/internet/2016-03/microsoft-tay-chatbot-twitter-rassistisch> (03.09.2021).
- Zou, James/Schiebinger, Londa (2018): "Design AI so that it's fair". In: *Nature* Vol. 559, 324-326.
- Zuboff, Shoshana (2018): *Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus*. Frankfurt/New York: Campus.
- Zweig, Katharina (2019): *Ein Algorithmus hat kein Taktgefühl. Wo künstliche Intelligenz sich irrt, warum uns das betrifft und was wir dagegen tun können*. München: Heyne.



# Feminismus, Geschlechterdebatten und die Zukunft der Geschlechtergeschichte

Claudia Opitz-Belakhal

---

Im Juni 2019 fand in der gesamten Schweiz ein Frauenstreik statt – für eine raschere und effizientere Umsetzung des Gleichheitspostulats, wie er in der Schweizer Verfassung (Artikel 8) explizit verankert ist, für gleichen Lohn für gleiche Arbeit, eine bessere work-life-balance für Frauen und Familien, für den Abbau von Hindernissen für Frauen im öffentlichen Leben, in der Politik, den Universitäten usw. Tatsächlich ist aber Feminismus nicht nur in meinem wissenschaftlichen Herkunftsland (Schweiz), sondern auch im gesamten deutschsprachigen Raum, ja auch weit darüber hinaus, in jüngster Zeit wieder salonfähig geworden.<sup>1</sup>

Umso mehr, als sich im Zeitalter von #metoo der „Geschlechterkampf“ erneut aktualisiert hat, nicht nur vor Gericht, sondern die Auseinandersetzung über das Miteinander der Geschlechter hat sich (erneut) kulturellen und alltagspraktischen Fragen, dem „alltäglichen Sexismus“ (wieder) zugewandt, zu dem auch Sprachregelungen („nein heißt nein“) und jene „Sottisen“ gehören, die nicht nur, wie einst Simone de Beauvoir in ihrem Buch „Das andere Geschlecht“ schrieb, „im Laufe des letzten Jahrhunderts in dicken Wälzern niedergelegt worden“<sup>2</sup> sind, sondern die auch in den (sozialen) Medien und im täglichen Mit- oder Gegeneinander von Männern und Frauen nicht wenig Anteil daran haben, ob das Zusammenleben angenehm oder frustrierend, die Beziehungen vielversprechend und bereichernd oder eben gewaltförmig und zerstörerisch erlebt werden (können).

---

1 Siehe dazu etwa Wichterich 2020

2 De Beauvoir 1952: 8

Im Folgenden möchte ich, ausgehend vom oben skizzierten Wiederaufleben des Interesses an Feminismus und damit auch der Geschichte des Feminismus und der Frauenbewegungen, aber auch mit Blick auf *Queer Theory* und weitere neuere Einflüsse auf dieses historische Forschungsfeld die Frage stellen, wo die Geschlechtergeschichte heute steht und wohin sie sich ggf. weiterentwickeln kann und sollte. Dazu werde ich zunächst mit Blick auf das jüngst wiedererwachte Interesse an „Frauengeschichte“ erneut die Frage diskutieren, was es bringt, „Frauen“ zum zentralen Gegenstand historischer Forschung zu erklären (1). In einem zweiten Schritt wende ich mich der Kritik an der Kategorie Geschlecht, wie sie v.a. Joan Scott definiert hatte, zu (2), um schließlich, davon ausgehend, queer-theoretische Einflüsse auf die derzeitige (historische) Geschlechterforschung zu diskutieren (3). Abschließend werde ich versuchen, daraus Perspektiven einer geschlechtergeschichtlichen Forschung für die Zukunft zu skizzieren (4).

## 1. Frauengeschichte – reloaded?

Angesichts des jüngst wiedererwachten Interesses am Feminismus und seiner Geschichte kann es nicht erstaunen, dass in letzter Zeit die Forderung seitens jüngerer Historikerinnen immer lauter wird, die ehemals so progressive, dann aber wegen dem „gender turn“ etwas ins Hintertreffen geratene „Frauengeschichte“ wiederzubeleben. Sie sei „noch nicht erledigt“ schrieb etwa Céline Angehrn in einem in der Zeitschrift *L' Homme* publizierten Artikel; es sei vielmehr zu prüfen, welche Erkenntnismöglichkeiten zusammen mit der „Frauengeschichte“ ggf. in den Hintergrund gedrängt wurden – vor allem aber sei die Kategorie „Frau“ für eine Geschichte des Feminismus in der Moderne unverzichtbar und produktiv.<sup>3</sup>

In eine ähnliche Richtung argumentierte jüngst die Mediävistin Annalena Müller bei einem Kolloquium an der Universität Basel im März 2021. Auch sie ist der Meinung, die Frauengeschichte sei längst noch nicht überflüssig; vielmehr sei unser Denken und Wissen etwa über das Mittelalter als Epoche im Hinblick auf weibliche Akteure so lückenhaft, dass es eine wissenschaftliche Notwendigkeit darstelle, zunächst mehr Wissen über die „andere Hälfte“ der Menschheit zu erlangen, bevor ein generelles

---

3 Angehrn 2017: 115ff.

Narrativ wie dasjenige eines „männlichen Mittelalters“, wie es vor drei Jahrzehnten der französische Historiker Georges Duby entworfen habe und das nach wie vor die mediävistische Forschung dominiere, verifiziert oder ggf. auch falsifiziert werden könne.

Tatsächlich ist ja die „Frauengeschichte“ bzw. *Women's History* keineswegs mit der Hinwendung zum *Gender*-Konzept à la Scott völlig hinfällig oder obsolet geworden. Viele feministische Forscherinnen bezeichnen sich bis heute als Frauen- und Geschlechterhistorikerinnen. Eine ihrer Pionierinnen, Bonnie Smith, beschrieb in einem 2010 in der Zeitschrift *Signs* publizierten Artikel den Forschungsstand der historischen Frauen- und Geschlechterforschung ohne Weiters unter dem Label *Women's History*. Die Geschlechtergeschichte wird hier nur en passant erwähnt; ihre Erträge seien „significant, for instance, in examining representations of women and gender“<sup>4</sup>, die Debatte um die Kategorie Geschlecht aber sei längst erledigt. Eine der Pionierinnen der Feminismus- und Frauengeschichte, Karen Offen, sprach noch 2015 in ihrer Eröffnungsrede zum *Internationalen Historiker\_innen-Treffen* ebenso selbstverständlich und selbstbewusst von den Errungenschaften der „Frauengeschichte“; die Geschlechtergeschichte erwähnte auch sie höchstens am Rande.<sup>5</sup>

Ausgehend von „women writing history“ in globaler und transkultureller Perspektive über *Black Women's Studies*, bis hin zu Studien über Frauen in der Welt- bzw. Globalgeschichte entfaltet sich in diesem Resümee der Forschung der vergangenen vier Jahrzehnte ein reiches Panorama weiblicher Aktivitäten quer durch die Jahrhunderte und Kontinente. Chinesische Geschichtsschreiberinnen des 19. Jahrhunderts und afro-amerikanische Sklavinnen im kolonialen Amerika werden hier in einem Atemzug genannt, religiöse Frauen in europäischen Klöstern des Mittelalters rangieren direkt neben amerikanischen Pionierinnen der Naturwissenschaft und Technikentwicklung – und diese Art der *Women's History* kann sogar Männer bzw. *Men's History* ohne Weiteres integrieren mit dem Hinweis darauf, dass man das Leben und die Erfahrungen von Frauen der Vergangenheit nicht erforschen kann, ohne zumindest hie und da auch einen Blick auf ihre männlichen Zeitgenossen zu werfen.<sup>6</sup>

---

4 Smith 2010: 732-735

5 Karen Offens Einleitungsstatement zum *Women's and gender history panel* beim *22nd International Congress of Historical Sciences* 2016 ist in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Die Vorreiterrolle der Frauengeschichte“ publiziert worden (vgl. Offen 2016).

6 Smith 2010: 732-735

Auch wenn ich es sehr nachvollziehbar finde, dass Historikerinnen der jüngeren Generation – und insbesondere solche, die sich mit der Geschichte des Feminismus beschäftigen – nicht alle methodologischen Volten und Wenden der älteren Generation feministischer Historikerinnen kommentarlos akzeptieren und nachvollziehen wollen oder können, erscheint es mir doch notwendig, nochmals auf das bereits von Joan Scott zitierte Buch von Denise Riley zurückzukommen, das diese 1988 unter dem Titel publizierte: „Am I that name? Feminism and the category of ‚Women‘ in History“. Riley näherte sich in diesem Werk dem Begriff bzw. genauer gesagt der Kategorie „Frauen“ aus einer radikal historisierenden Perspektive und fragte, wann und unter welchen Umständen diese Kategorie zum Gegenstand historischer Debatten wurde. Dabei ging sie von der Beobachtung aus, dass die Kategorien „Mann“ und „Frau“ niemals für sich selbst standen oder stehen können. Vielmehr seien sie eingebettet in die Geschichten anderer Kategorien und Konzepte, so etwa, zumindest seit der Aufklärung, auch in die Kategorien des „Sozialen“ und des „Körpers“ („enmeshed in the histories of other concepts to including those of ‚the social‘ and ‚the body‘“<sup>7</sup>). Zuvor gab es auch wesentlich andere, etwa religiöse Bezugssysteme: So bedeutete etwa im frühneuzeitlichen Europa die Vorstellung von der androgynen oder genauer gesagt geschlechtslosen Seele eine wichtige Dimension der Beziehung zwischen „Frauen“ und der Menschheit (bzw. der Schöpfung), während im 18. Jahrhundert die wachsende Bedeutung der Begriffe bzw. Konzepte „Natur“ und „Körper“ dazu führte, sexuelle Dimensionen der Geschlechterdifferenz hervorzuheben oder gar in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken.<sup>8</sup> Als dann im 19. Jahrhundert „das Soziale“ bzw. die „Gesellschaft“ sich konzeptionell zwischen „Häuslichkeit“ („the domestic“) und politische Öffentlichkeit („the political“) drängte, wurden Frauen als eine neue Art soziologischer Kollektivität konzipiert. Was daraus folgt, hat Joan Scott einmal so resümiert: Es sei nicht nur so, dass Frauen verschiedene Möglichkeiten hätten, ihr Leben zu gestalten, sondern die Kategorie Frau bzw. Frauen bedeutet etwas ganz Unterschiedliches in diesen verschiedenen historischen Momenten. Weder „Frau-Sein“ noch „Mann-Sein“ seien stabile Gegenstände der historischen Forschung; vielmehr gäbe es nur aufeinanderfolgende bzw. einander ablösende und wechselnde Bedeutungen dieser Begriffe, die keinen fixen Referenzpunkt hätten und somit auch nicht dasselbe meinten,

---

7 Hier und im folgenden Riley 1988

8 Siehe dazu auch Schiebinger 1995

wenn sie in unterschiedlichen Kontexten auftauchten: „There is no essence of womanhood (neither of manhood) to provide a stable subject for our histories; there are only successive iterations of a word that doesn't have a fixed referent and so doesn't mean the same thing.“<sup>9</sup>

Oder umgekehrt ausgedrückt: Die Orientierung auf „Frau/Frauen“ als zentrale Kategorie historischer Forschung führt dazu, dass „Frau/Frauen“ *ein a-historisches Zentrum*, ein unbeweglicher (thematischer oder konzeptioneller) Ankerpunkt der Forschung wird, selbst wenn man versichert genau zu wissen, dass auch „Frau“ als wissenschaftlicher Gegenstand „sozial konstruiert“ ist. In diesem Sinn schließt eine so konzipierte „Frauengeschichte“ Frauen aus der Geschichte aus.

Selbst wenn es zweifellos weibliche Geschichtsschreiber im China des 19. Jahrhunderts gegeben hat und ebenso zweifellos versklavte Afrikanerinnen im kolonialen Amerika – so ist doch ganz und gar nicht klar, inwiefern es Sinn macht, beide Personengruppen unter einem Label „Frauen“ zu vereinen bzw. müsste erst geklärt werden, warum die Angehörigen beider Gruppen sinnvollerweise als „Frauen“ behandelt werden sollten. Gibt es irgendetwas an ihrer jeweiligen Existenz, was sie tatsächlich *gemeinsam* hatten? Historische Akteurinnen und Akteure werden ja durch eine Vielzahl von Kategorien definiert und die Frage, inwieweit ihr „Frau-Sein“ sich mit anderen Kategorien – wie Alter, Zivilstand, religiöse oder ethnische Zugehörigkeit, zeitlicher und kultureller Werterahmen etc. – verbindet oder vielleicht auch von ihnen überlagert wird, ist erst einmal zu klären.

## 2. Das Geschlecht – keine nützliche analytische Kategorie mehr?

Genau diese „Ortsbestimmung“ vorzunehmen war eine der Hauptaufgaben, die der Kategorie Geschlecht/*Gender*, wie sie von Joan Scott 1986 definiert wurde, zukommen sollte. Tatsächlich hat kaum ein wissenschaftlicher Artikel in den letzten Jahrzehnten im Feld jedenfalls der nordamerikanischen Geschichtswissenschaft mehr Aufmerksamkeit erhalten und mehr Diskussionen ausgelöst als Joan Scotts „Gender: A useful category of historical analysis“ von 1986, wie Joanne Meyerowitz 2008

---

9 Scott 2008

anlässlich eines Sonderheftes der *American Historical Review* zum „Jubiläum“ von Scotts Artikel festhielt.<sup>10</sup>

Laut Meyerowitz bot Scotts Artikel einen Ausweg aus einer konzeptionellen Sackgasse: Zwei Jahrzehnte, nachdem die *Women's History* mit viel Elan gestartet war, schien sie zu einem eher deskriptiven, thematisch begrenzten Teilgebiet der Geschichte geworden zu sein. Es war ihr nicht gelungen, die Geschichte „umzuschreiben“ und sie hatte es auch nicht geschafft, die persistenten Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen befriedigend zu erklären. Vielmehr seien die bis dahin üblichen Erklärungsansätze a-historisch oder allzu reduktionistisch („Patriarchat“) gewesen. Dagegen setzte Scott einen theoretisch versierten Analyseansatz – beeinflusst u.a. von theoretischen Konzepten der französischen „postmodernen“ Philosophen Jacques Derrida und Michel Foucault zur Machtanalyse und -kritik – und schlug vor, die sprachlichen Manifestationen der Geschlechterdifferenz in den Blick zu nehmen („i.e. to observe how perceived sex differences had appeared historically as a natural and fundamental opposition“<sup>11</sup>). *Gender* sollte daher als analytische Kategorie Hierarchien und Machtbeziehungen – zwischen den Geschlechtern, aber auch in anderen Kontexten (etwa zwischen HerrscherInnen und Beherrschten, HerrIn und SklavIn, Empire und Kolonien usw.) – analysieren und offenlegen. Nach Scott ist *Gender* eine Kategorie mit doppelter Analysefunktion: Erstens „a constitutive element of social relationships based on perceived differences between the sexes“, und zweitens „a primary way of signifying relationships of power. Changes in the organization of social relationships always correspond to changes in representations of power, but the direction of change is not necessarily one way.“<sup>12</sup>

Scotts doppelte *Gender*-Definition war somit für sozialwissenschaftliche Fragestellungen, die auf der Zurückweisung jeglichen biologistischen Determinismus und vermeintlich „natürlicher“ Geschlechterdifferenzen bestanden, ebenso „nützlich“ wie für philosophische oder literaturwissenschaftliche Ansätze, die insbesondere auf der primären Bedeutung der Sprache bei der Analyse von Herrschafts- und Geschlechterverhältnissen bestanden.<sup>13</sup>

---

10 Meyerowitz 2008; Scott 1986

11 Vgl. Scott 1986

12 Vgl. Scott 1986

13 Vgl. dazu Meyerowitz 2008: 1365

Allerdings blieben auch weiterhin kritische Nachfragen nicht aus. So wurde insbesondere die in Scotts Definition zentrale Bedeutung sprachlicher Repräsentationsformen für gesellschaftliche Institutionen, historische Ereignisse und strukturelle Wandlungsprozesse infrage gestellt. Dabei wurde kritisch nachgefragt, ob und wie die sprachliche Repräsentation von Geschlecht Erfahrungen strukturiert, Verhalten oder gar Entscheidungsfindung beeinflusst und in welchem Zusammenhang die sprachliche Repräsentation von Geschlecht lediglich eine rhetorische Formel oder gar ein völlig sinnentleertes Klischee sei. Weitere kritische Nachfragen in diesem Zusammenhang waren: Wann (und wie) konstituiert die sprachliche Manifestation von Geschlecht andere Machtverhältnisse (mit) – und wann ist sie nur eine Art Fußnote oder einfach ein weiteres Beispiel für binäre sprachliche oder kulturelle Setzungen innerhalb von allgemeinen Narrativen über die soziale und politische Ordnung? Wie verhält sich schließlich diese Welt der Sprache und der sprachlichen Repräsentationen zur Materialität, insbesondere zur Materialität des weiblichen Körpers, der nach Ansicht einiger Historikerinnen zu Unrecht immer weniger Berücksichtigung fand gegenüber der Analyse von sprachlichen Repräsentationen und Diskursen.<sup>14</sup>

Joan Scott selbst hat die Kategorie *Gender* (Geschlecht) bereits 2001 als „vielleicht gar nicht mehr so nützliche Kategorie“<sup>15</sup> beschrieben und bemängelt, dass sie mittlerweile ihre Fähigkeit zu provozieren verloren hätte, also in den wissenschaftlichen und politischen „mainstream“ übergegangen sei und damit ihre kritische Funktion eingebüßt habe. Dies nicht zuletzt, weil *Gender* zwischenzeitlich als Synonym für „Frauen“ verstanden und genutzt werde und gerade nicht als Analysekategorie für geschlechtlich markierte bzw. vergeschlechtliche Personen, Institutionen und entsprechende historische Wandlungsprozesse. Scott warb nun darum, *Gender* eher zu vermeiden und lieber von „Geschlechterdifferenzen“ bzw. genauer „differences of the sexes“ zu sprechen und dabei *Sex* – statt *Gender* – als ein „historically variable concept“ zu verstehen.<sup>16</sup>

---

14 Vgl. dazu etwa Canning 1999

15 Scott 2001: 284 (meine Übersetzung)

16 Scott 2001: 300

### 3. Queere Normativitätskritik – Herausforderung oder Erweiterung von „gender“?

Diese Wendung ist im Hinblick auf Debatten um *Queer Theory*, transgender und die LGBTI\*-Bewegung nicht nur in den USA verständlich und konsistent. Aber bringt der „sex turn“ (um Scotts Vorschlag hier mit einem etwas provokanten Label zu versehen) uns wirklich so viel weiter? Oder anders formuliert: Hat der „linguistic turn“ uns letztlich nur zurück zu den Wurzeln geführt, nämlich zu dem Ansatz, den u.a. Natalie Zemon Davis und Joan Kelly in den 1970er-Jahren beschrieben, als sie von den „social relations of the sexes“ sprachen, und damit zu den Grundlagen der *Women's History*, der Frauengeschichte?<sup>17</sup>

Die Betonung der „differences of the sexes“, die im Übrigen keine neue Kategorie, sondern eine Analyse-Perspektive darstellt und sich mit dem *Gender* Konzept im Prinzip sehr gut verbinden ließe, birgt gerade in der Betonung der *Differenz* als zentralem Fokus und als Erkenntnisinteresse der Forschung die Gefahr, diese tendenziell auch festzuschreiben. Sie droht zu einer binären Dichotomie zu gerinnen und eine möglicherweise unveränderliche Differenz, ja Distanz zwischen Männern und Frauen, oben und unten, homo- und heterosexuellen Identitäten etc. zu generieren, was keinesfalls im Sinne einer tendenziell nach allen Richtungen offenen Geschichtskonzeption sein kann<sup>18</sup> – und was angesichts der intensiven Debatte über Intersektionen bzw. das Überlappen von verschiedenen Differenzachsen auch höchst problematisch wäre.

In dieser Hinsicht scheint die *Queer Theory* mit ihrer Betonung von grundsätzlicher Offenheit (des Begehrens) und der Infragestellung nicht nur von „Zwangsheterosexualität“, sondern von jeglicher geschlechtlicher Grenzziehung als potentiell machtdurchdrungenem und damit diskriminierendem bzw. ausschließendem und also letztlich gewaltförmigem Eingriff in die Selbstbestimmung und das Handeln von Menschen – eingefangen im Begriff der „Heteronormativitätskritik“ –, als besser geeignete Perspektive zur Erlangung (auch) historischer Erkenntnis.<sup>19</sup>

Tatsächlich haben Frauengeschichte und Homosexualitätsgeschichte hier ja ein Stück des Weges gemeinsam oder jedenfalls parallel zurückgelegt: Die Perspektive auf

---

17 Vgl. etwa Kelly-Gadol 1989; Davis 1976

18 Diese Kritik äußerte etwa Krylova 2016

19 Vgl. dazu Kleiner 2016

die Vergangenheit war durchzogen von dem Wunsch, Identifikation oder zumindest Rechtfertigung für den jeweiligen Weg der Befreiung einer diskriminierten Gruppe und (damit) der Herstellung einer gerechteren Gesellschaftsordnung zu finden.

Bereits 1991 hatte Joan Scott in ihrem Aufsatz „The Evidence of experience“ diese Art der identifikatorischen Geschichtsbetrachtung jedoch mit guten Gründen für problematisch befunden.<sup>20</sup> Forschungen im Bereich der Körper- und Sexualitätsgeschichte, allen voran die wegweisende Studie von Ann Fausto-Sterling „Sexing the Body“ (1985), haben sehr deutlich gezeigt, wie stark auch das körperliche Erscheinungsbild von Männern und Frauen kulturell geprägt ist; wie sehr viel mehr auch die kulturellen „Umweltbedingungen“ für sexuelle Identität und das jeweilige „Begehren“ wesentlich seien, betonte etwa auch schon Judith Butler in „Bodies that matter“ 1993 (deutsch 1995).<sup>21</sup> Die zunächst sexualitätsbezogene Perspektive des Konzepts „Heteronormativität“ wurde mittlerweile zu einer generell normativitätskritischen Perspektive erweitert. Aufbauend auf einer „heterosexuellen Vorannahme“, die darauf hinzielt, Menschen im Hinblick auf eine „heterosexuelle Welt- bzw. Gesellschaftsordnung“ hin zu formen, werden Personen, die diesem Ideal nicht entsprechen, als „Abweichler“ bzw. Normbrecher verstanden und ggf. sanktioniert. Heterosexualität bildet mithin den Standard, an dem alles andere gemessen und bewertet (bzw. abgewertet) wird. Dies führt nicht nur zu einer binären Geschlechterordnung, sondern die gesamte Vorstellungswelt sowie die Subjekte selbst sind entsprechend strukturiert.<sup>22</sup>

Michael Warner, einer der Mitbegründer der *Queer Theory*, hat den Begriff *Queer* als Konzept des Widerstands gegenüber den „Regimen der Normalität“ definiert, das heißt als Medium einer umfassenden Kritik an soziosymbolischen, nicht zuletzt auch wissenschaftlichen Normierungs- und Normalisierungsprozessen, die unter anderem, aber nicht allein durch Heterosexualität gekennzeichnet sind.<sup>23</sup> *Queer* ersetzt somit die Begriffe *Sex* oder *Gender* nicht, sondern radikalisiert die Perspektive der kritischen Befragung von Grenzziehungs- und Normierungsprozessen, ggf. auch durch die Verschiebung der Perspektive noch stärker hin auf Felder der Körper- und Geschlechtergeschichte.

---

20 Scott 1991

21 Sterling 2000; Butler 1993

22 Zum Konzept „Heteronormativität“ siehe Kleiner 2016

23 Vgl. dazu insbesondere die Einleitung von Michael Warner 1993; zu den weiteren Debatten innerhalb der Queer-Theory siehe Kleiner 2016

#### 4. Die Zukunft der Geschlechtergeschichte

Allerdings war die Infragestellung von „Grenzbeziehungen“ bereits ein Projekt der frühen Frauengeschichte, wie dies etwa Gianna Pomata 1981 in einem Artikel mit dem Titel „Eine Frage der Grenzziehung: Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie“ thematisierte.<sup>24</sup>

Tatsächlich ist die Infragestellung ausgrenzender Perspektivierungen und unpassender Kategorienbildung in der Geschichtswissenschaft ein frauengeschichtliches Projekt der ersten Stunde. Die Infragestellung von dichotomischen Setzungen wie „privat vs. öffentlich“ oder „Natur vs. Kultur“ hat schon die ersten Publikationen im Feld der Frauengeschichte begleitet. So stellte Gisela Bock, eine der Pionierinnen einer breit angelegten, wissenschaftskritischen Frauen- und Geschlechtergeschichte, bereits 1991 in ihrem Aufsatz „Challenging Dichotomies“ solche dichotomischen Konzeptualisierungen grundlegend in Frage.<sup>25</sup>

Andererseits zeigten alle diese Forscherinnen in ihren Arbeiten auch sehr deutlich, dass das binäre System einer heteronormativen Ordnung seinerseits eine Geschichte hat, die – je nach Sachlage – entweder um 1800 mit den Umbrüchen der Französischen Revolution und dem Einzug der europäischen Moderne<sup>26</sup>, oder auch schon drei Jahrhunderte früher, mit dem Beginn der europäischen kolonialen Expansion, des frühen Kapitalismus und einer nachreformatorisch-protestantischen Gesellschaftsordnung begann, in der es keinen Raum mehr für nicht-heterosexuelle Beziehungen, ja, selbst für Zölibat und sexuelle Enthaltsamkeit geben sollte.<sup>27</sup>

Wenn also eine „queere“ Perspektive auf die Geschichte hilfreich sein soll, dann darf auch sie nicht absolut gesetzt werden, sondern sie muss ihrerseits historiographisch relativiert und damit notwendigerweise kontextbezogen werden. Erst dann und dort, wo solche binären Grenzlinien und dichotomischen Gegenüberstellungen auffindbar sind, können diese ggf. in Frage gestellt und damit potentiell aufgelöst werden. Was jedoch ist dann in historischen Zeiten und Räumen zu gewinnen, die sich – wie dies etwa in der Anatomie und Medizin der Frühen Neuzeit der Fall war – Geschlechtskörper und ihre Befindlichkeiten vor allem über Ähnlichkeiten und kaum je über Differenzen

---

24 Pomata 1993

25 Bock 1991

26 So etwa Laqueur 1991; ähnlich auch Honegger 1990

27 Vgl. Connell 1999; zur Kritik daran vgl. Dinges 2005: 7-33

definierten und in der daher ein Hermaphrodit eine zwar außergewöhnliche, aber dennoch medizinisch-systematisch eher unproblematische Erscheinung darstellte und in der Kastraten zu gefeierten Sonderwesen der europäischen Musikwelt avancierten?<sup>28</sup> Und wie steht es neben sexistischen mit rassistischen oder klassistischen bzw. sozialen Grenzziehungen? Seit das Konzept der Intersektionalität auch in der historischen Geschlechterforschung Einzug gehalten hat, ist ohnehin immer eine multi-perspektivische Betrachtung von Prozessen der Ein- und Ausgrenzung zu beachten – und mehr noch, es bleibt erst einmal zu klären, inwiefern diese modernen Konzepte für vormoderne Kulturen und Gesellschaften überhaupt Relevanz beanspruchen können.<sup>29</sup> Letztlich lässt sich meines Erachtens aus dieser historischen Abfolge von Konzeptualisierungen und Akzentsetzungen für die Perspektive einer geschlechtersensiblen Geschichtswissenschaft vor allem festhalten, dass es *die* eine neue zukunftsweisende Perspektive oder Kategorie derzeit nicht gibt und eigentlich auch nicht geben kann.<sup>30</sup> Die Forschungsdebatten der letzten drei Jahrzehnte kreisen um eine gute Handvoll höchst differenzierter, kluger und kritischer Konzeptionalisierungen, die jeweils neue Erkenntnisse generieren, neue Fragen ermöglichen und (zumindest teilweise) beantworten, aber auch neue Probleme und Begrenzungen zeitigt haben, insbesondere mit Blick auf die historische Vergangenheit v.a. der ferneren Epochen und der langen Dauer, der *longue durée*. Und das erscheint mir daher die Hauptaufgabe derzeitiger und künftiger geschlechtergeschichtlicher Forschung zu sein: Auf der Grundlage und damit sozusagen aus der Tiefendimension historischer Quellen heraus diese aktuellen Debatten mit Aufmerksamkeit und Sympathie, aber eben auch mit kritischem Blick und ggf. Einspruch zu begleiten, um der teilweise höchst geschichtsvergessenen aktuellen Diskussion entsprechend zur Seite oder auch entgegenzutreten zu können. Dafür verweise ich auf die ungeheure Dynamik und das enorme Erkenntnispotential, das immer noch von klassischen Arbeiten zur Frauen- und Geschlechtergeschichte ausgeht: so etwa das oben bereits erwähnte Buch von Denise Riley über die lange Zeit unbekannte Kategorie „Frau“, oder Barbara Dudens „Geschichte unter der Haut“, in der ein Eisenacher Arzt vor allem im Gespräch mit weiblichen Patienten die Behandlung von „Weiberkrankheiten“ vorantrieb und dabei einen epochenspezifischen

---

28 Siehe dazu etwa die Beiträge zu Dinges 1998; speziell zu Homosexualitäts- und Männlichkeitskonzepten der Vormoderne und ihrem Wandel siehe nun auch die Beiträge zu Domeier/Mühling 2020

29 Siehe dazu Opitz 2018: 36-39

30 Siehe dazu Opitz 2008

Körper zum Vorschein brachte, bevor es einen geschlechtsspezifischen (Frauen-)Körper gab oder Eva Labouvies Pionier-Studien zu Körper- und Geburtserfahrungen von Frauen der Frühen Neuzeit, um nur einige aus meinem eigenen Arbeitsgebiet, der Frühen Neuzeit, zu nennen.<sup>31</sup> In diesen Arbeiten wird nicht nur die historische Kontingenz, sondern vor allem die enorme Alterität von „natürlichen“ – und aus unserer Sicht ganz selbstverständlich weiblichen – Körper-Erfahrungen wie etwa Menstruation, Schwangerschaft und Geburt sicht- und lesbar, was auch das letzte Residuum vermeintlich „natürlicher“ Geschlechterdifferenz grundsätzlich infrage stellt und damit die Kritik an der Kategorie „Frau“ als überhistorischer Analyseeinheit ebenso empirisch fassbar macht wie die an der „natürlichen“ Zweigeschlechtlichkeit und (daher?) „Heteronormalität“ der Menschheit.

## 5. Fazit

Zweifellos sind die Theorie-Debatten der letzten drei Jahrzehnte auf der Hintergrundfolie einer engagierten gesellschaftspolitischen Diskussion geführt worden; vielfach sind sie vor allem auch Ausdruck einer Selbst-Suche von AkteurInnen innerhalb neuer geschlechterpolitischer Bewegungen – und entsprechend „kurzsichtig“ sind dann vielfach die wissenschaftlichen Anwendungsbereiche solcher theoretischer Setzungen. Die Geschichte der Menschheit ist demgegenüber jedoch weit unvorhersehbarer und kontingenter, die historischen Quellenbestände lassen noch so viele Überraschungen vermuten, dass es mir letztlich für die Zukunft der Geschlechtergeschichte vor allem wichtig erscheint, dieser Kontingenz und Alterität, gleichsam den historischen Überraschungseffekten Raum zu geben, neugierig zu bleiben und die Differenz zwischen älteren und modernen oder gar post-modernen Lebensverhältnissen, Erfahrungen und Identitäten selbst zum Movens historischer Forschung zu machen und damit deren Relevanz und Triebkraft auch für gesellschaftliche Debatten heute und morgen zu erhalten!

---

31 Duden 1987; Labouvie 1998

## Bibliographie

- Angehrn, Céline (2017): „Nicht erledigt. Die Herausforderungen der Frauengeschichte und der Geschlechtergeschichte und die Geschichten des Feminismus. In: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 28/1, 115-122.
- de Beauvoir, Simone (1951): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg:rororo.
- Bock, Gisela (1991): „Challenging Dichotomies“. Offen, Karen/Roach Pierson, Ruth /Rendall, Jane (Hg.): *Writing Women's History. International Perspectives*. Bloomington: Palgrave Macmillan, 1-28.
- Butler, Judith (1993): *Bodies that matter. On the discursive limits of „sex“*. New York/London: Routledge.
- Canning, Cathleen (1999): „The Body as Method? Reflections on the Place of the Body in Gender History“. In: *Gender and History* 11/3, 499-513.
- Connell, Robert W. (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Springer.
- Davis, Natalie Zemon (1976): „Women's History in Transition. The European Case“. In: *Feminist Studies* 3, 83-103.
- Dinges, Martin (Hg.) (1998): *Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Dinges, Martin (2005): „»Hegemoniale Männlichkeit« – ein Konzept auf dem Prüfstand“. Dinges, Martin (Hg.): *Männer-Macht-Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt/New York: Campus, 7-32.
- Domeier, Norman/Mühling, Christian (Hg.) (2020): *Homosexualität am Hof*. Frankfurt am Main: Campus.
- Duden, Barbara (1987): *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fausto Sterling, Ann (2000): *Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality*. New York: basic books.
- Honegger, Claudia (1990): *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Kelly-Gadol, Joan (1989): „Soziale Beziehungen der Geschlechter. Methodologische Implikationen einer feministischen Geschichtsbetrachtung“. Schaeffer-Hegel, Barbara/

- Watson-Franke Maria-Barbara (Hg.): *Männer, Mythos, Wissenschaft: Grundlagen zur feministischen Wissenschaftskritik*. Pfaffenweiler: Centaurus, 17-32.
- Kleiner, Bettina (2016): „Heteronormativität“. In: <https://gender-glossar.de/h/item/55-heteronormativitaet> (02.08.2021).
- Krylova, Anna (2016): „Gender Binary and the Limits of Poststructuralist Method“. In: *Gender and History* 28/2, 307-323.
- Labouvie, Eva (1998): *Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Laqueur, Thomas (1991): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Meyerowitz, Joanne (2008): „A History of `Gender`“. In: *The American Historical Review*, 113/5, 1346-1356.
- Offen, Karen (2016): „Die Vorreiterrolle der Frauengeschichte“. In: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 27/1, 73-90.
- Opitz, Claudia (2008): „Nach der Gender-Forschung ist vor der Gender-Forschung. Plädoyer für die historische Perspektive in der Geschlechterforschung“. Casale, Rita/Rentdorf, Barbara (Hg.): *Was kommt nach der Gender-Forschung? Zur Zukunft feministischer Theoriebildung*. Bielefeld: transcript, 13-28.
- Opitz-Belakhal, Claudia (2018): *Geschlechtergeschichte*. 2. aktualisierte Auflage. Frankfurt/New York: Campus.
- Pomata, Gianna (1993): „Eine Frage der Grenzziehung. Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie“. In: *Feministische Studien* 2/2, 113-127.
- Riley, Denise (1988): „Am I that name?“ *Feminism and the Category of `women` in History*, Basingstoke. London: Macmillan.
- Schiebinger, Londa (1995): *Am Busen der Natur. Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Scott, Joan (1986): „Gender: A useful category of historical analysis“. In: *The American Historical Review* 91/5, 1053-1075.
- Scott, Joan (1991): „The Evidence of Experience“. In: *Critical Inquiry* 17/4, 773-797.
- Scott, Joan (2001): „Fantasy Echo: History and the Construction of Identity“. In: *Critical Inquiry* 27/2, 284-304.
- Scott, Joan (2008): „Unanswered Questions“. In: *The American Historical Review* 1.113/5, 1422-1429.

- Smith, Bonnie G. (2010): „Women`s History: A Retrospective from the United States“. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 35/3, 723-747.
- Warner, Michael (Hg.) (1993): *Fear of a Queer Planet. Queer Politics and Social Theory*. Minneapolis/Minnesota u.a.: University of Minnesota Press.
- Wichterich, Christa (2020): „Die neue feministische Welle: Brücken bauen, Kämpfe verbinden“. In: <https://www.blaetter.de/ausgabe/2020/maerz/die-neue-feministische-welle-bruecken-bauen-kaempfe-verbinden> (17.01.2022).



# LGBTQ+ Inclusion at Universities: Testimonies and Recommendations from the 'Out at Cambridge' Study

Elisabeth T. Sandler

---

## Introduction

It is spring 2019. In the Department of Sociology, I am interviewing undergraduate student Eddie. We sit next to a window, biscuits and recording devices between us, and she says:

“There is something about meeting older LGBT people, especially successful ones in the field that you might want to go into. I remember, I was 18 and I went to dinner at this two people’s house and they were like 45-year-old lesbians, they are married and I sat there, had dinner and in the car on my way home, I just burst to tears. It was because I hadn’t realised that I didn’t have an image of what my future could look like. They were just two women eating dinner, they live in a nice house and they live very normal lives. I didn’t know what that might look like, so that was incredibly powerful to me to be just be like ‘Oh I could be happy in the future’. I had not even realised that I had not realised that. Thinking about my future was kind of blank, I just could not imagine it until I met these people and I didn’t know that I needed this so much. So having older queer academics is kind of like this. It is incredibly powerful to see LGBT people

absolutely flourishing and ... succeeding in their field. It is like, 'I could be like that, I could see myself doing that.'"<sup>1</sup>

Qualitative researchers are storytellers, so what better way to start engaging with qualitative data from the 'Out at Cambridge' study than with a story. Throughout the next pages, many such stories will be shared to answer the following questions: (1) Why does LGBTQ+ inclusion at universities matter? (2) How can we contribute to LGBTQ+ inclusive university settings?

The answers to these questions are based on data from the 'Out at Cambridge' study and are therefore context dependent. To allow better of judgment of to which extent the findings might be relevant for other settings (transferability), for example other universities or education and workplace settings, I will provide contextual information such as: What makes the University of Cambridge unique compared to other university structures? What were the objectives of the 'Out at Cambridge' study? How was the data generated? What was my potential impact on the data? And who are those people whose stories are made heard?<sup>2</sup>

In addition to this contextual positioning of the data, I will position the findings within LGBTQ+ inclusion discourses. In other words, I will address how my suggestions fit into wider dialogues – research and organisational practices – around LGBTQ+ inclusion. Before any of that, however, I will clarify my key terms: LGBTQ+, coming out, and LGBTQ+ inclusion.

## Terminology

**LGBTQ+**<sup>3</sup> – and related terms such as LGBT, LGBTQAI, and more – are clusters of the first letters of words that represent different identities. The acronym stands for: lesbian,

- 
- 1 lgbtq+@cam 2019: 38; All participant quotes are taken from the study report, with slight formatting changes. I cut all original "...” from the direct quotes to consistently indicate quote shortenings within this publication.
  - 2 Keywords to sub-sections (e.g. methodology) as well as themes that answer the publication questions (e.g. home) are put in bold to improve readability and thereby enhance audience inclusivity within this publication.
  - 3 LGBTQ+ is one of the most common terms, which is why it was used in the study and this publication.

gay, bisexual, trans, queer or – in rarer cases – questioning, and other identities that are included in the +, for example asexual, pansexual, and intersex. What becomes apparent when listing these identities is that LGBTQ+ refers to a variety of sexual orientation aspects. For example, to identities that describe to whom individuals feel sexually attracted (e.g. gay, lesbian, bisexual, pansexual, queer)<sup>4</sup> and under which circumstances, to what extent, or whether sexual attraction is experienced at all (e.g. asexual, demisexual). It can, though often the topic of heated discussions, refer to sexual practices and preferences (e.g. BDSM and kink, which can be part of an individual's queer identity). And for some individuals – again widely debated – the acronym indicates their relationship constellations (e.g. non-monogamous). But alongside sexuality, LGBTQ+ also refers to gender, to individuals' (non)gender identification (e.g. non-binary, genderqueer, gender fluid, agender) and gender identification background (e.g. trans). Finally, the term can include identities that refer to variations within individuals' secondary sexual characteristics, sex chromosomes, and hormonal development (e.g. intersex).

Thus, there are many differences within LGBTQ+. Not everyone who considers themselves a member of the LGBTQ+ community identifies in the same way, nor does everyone have the same experience. Experiences can vary based on a multitude of reasons. For example, some LGBTQ+ identities are more stigmatised than others, some identities are more relevant for a certain setting such as the university or a specific academic discipline, and different identities intersect with one's other social categories of difference. These differences are also apparent in the data presented below.

In addition to these differences, there are also similarities. What unites these identities is that, at least on a wider societal level, they are considered non-normative. Thus, despite differentials of vulnerability, LGBTQ+ sub-categories all historically have and still tend to be considered to go against the norm. This non-normative status can lead to additional efforts in navigating these identities at best and discrimination, oppression, and violence at worst.

---

4 Individuals often define LGBTQ+ identities differently, so this and following examples might not apply to everyone. Moreover, some LGBTQ+ individuals take on several sub-identities. Both applied to my participants.

Another aspect these identities have in common is their potential to remain hidden. I purposefully write “potential” because, as will become apparent later, there are several exceptions to this invisibility, which again alter experience. The dominant discourse of non-normativity around LGBTQ+ identities and, in some cases, the possibility of hiding this minority status, enable a question LGBTQ+ individuals continuously ask themselves: Should I disclose my LGBTQ+ identity? This question leads to the second main term: coming out.

Surprisingly, **coming out**, a term thoroughly embedded in LGBTQ+ culture now, does not originate within LGBTQ+ contexts. In the 18th and 19th century, coming out referred to “[t]he process of formally entering society”<sup>5</sup>, often through coming-out balls or parties among the upper class and aristocracy. According to communication scholar Travers Scott, “this term was appropriated, in a camp spirit, to refer to a homosexual’s escape from isolation ... and entering into their discovery of, introduction to, and integration into ... gay subcultures”<sup>6</sup>. In contrast to the original meaning of coming out as an entering and arriving in (LGBTQ+) society, nowadays, coming out refers to an exit. This, because of the associated closet metaphor which indicates a transfer from the inside (“in the closet”: concealing being LGBTQ+) to the outside (“out of the closet”: being openly LGBTQ+). The phrase goes back to the mid-1960s:

“‘The closet’ was associated with the later, liberation-era gay politics emerging in the mid-1960s. Here, the source metaphor was ‘a skeleton in the closet,’ a secret that is hidden due to its social stigma. In refuting the social condemnation of sexual and gender minorities, one refused to play by this logic. Instead of being ashamed of the skeleton, one took pride in it. The skeleton was visibly celebrated in public, rather than hidden away in a closet, because it was the hiding that gave the closet its power to define the skeleton as deviant.”<sup>7</sup>

This idiom variation links coming out to pride. As I write in another publication<sup>8</sup>, pride applies to the exiting of a place that, through its secrecy, reproduces power and meaning structures that require and justify having to hide or be ashamed of that which

---

5 Oxford English Dictionary 2021: para. 2

6 Scott 2018: 146

7 *ibid.*

8 Sandler 2022

the closet conceals. Attaching pride instead of shame to the skeleton/information is then a rebellious act and attempt to disrupt the reproduction of meaning that considers the skeleton/information a social stigma. Thus, Travers Scott concludes that pride was and still is considered a means to reverse homophobia.

Unsurprisingly then, LGBTQ+ pride as a concept (e.g. think of the LGBTQ+ movement slogan “out and proud”), as an event (e.g. LGBTQ+ pride month celebrations and marches), and – often controversially so – as a corporate marketing strategy (e.g. organisational sponsorship and branding during pride month and events), is at the heart of **LGBTQ+ inclusion** practices. Inclusion “often refers to social inclusion, which is concerned with reducing inequalities between the relatively disadvantaged sectors of society and the relatively advantaged”.<sup>9</sup> In the case of LGBTQ+ inclusion, that means the reduction of inequalities between LGBTQ+ individuals and heterosexual, cis-gendered, potentially monogamously living, possibly vanilla sex having<sup>10</sup> individuals within our society (all based on what is considered the overall norm and therefore on top of a “sex hierarchy”<sup>11</sup>). The process of equalising these positionalities that are so inherent to social access and power operates on different levels. As organisational psychologist Bernardo Ferdman writes, inclusion is a multilevel process, “including the individual, interpersonal, group, organizational, and societal”.<sup>12</sup>

Ferdman’s theory is apparent in the following LGBTQ+ inclusion practices that all play out on multiple levels: bringing into force social policies that protect LGBTQ+ individuals from discrimination on a structural and interpersonal level, changing social and organisational policies that are part of the social exclusion of LGBTQ+ individuals, and normalising LGBTQ+ visibility through social, organisational, and individual practices (e.g. LGBTQ+ inclusive teaching, including pronouns in one’s email signatures). These are considered LGBTQ+ inclusion practices because they are means of fighting against the stigmatisation and discrimination of LGBTQ+ individuals. What can further contribute to LGBTQ+ inclusion is LGBTQ+ research. Accordingly, it was the aim for LGBTQ+ inclusion – organisationally and societally – that motivated the ‘Out at Cambridge’ study.

---

9 Griffiths 2015: para. 1

10 Regarding non-monogamy and kink (in contrast to vanilla sex), the practice of those sexuality aspects should not be generalised for all or only linked to LGBTQ+ individuals.

11 See: Rubin 1984

12 Ferdman 2014: 14

## Context

'Out at Cambridge' is a nine-month long study that was conducted in 2019 by *lgbtQ+@cam*, "an initiative launched ... to promote interdisciplinary research, outreach and network building related to queer, trans and sexuality studies at the University of Cambridge".<sup>13</sup> The study was a collaborative project, with programme director Prof. Sarah Franklin as the Principal Investigator, Ms. Heather Stallard as the programme administrator, Dr. Marcin Smietana and Dr. Robert Pralat as study consultants, and myself as the full-time researcher. Several other people were involved, some of whose study reflections can be listened to in our 'Out at Cambridge' video series.<sup>14</sup> We also created a research report,<sup>15</sup> on which this publication is based.

Our **study objectives** were (1) knowledge extension towards "factors that contribute to comfort and discomfort to disclose, the meaning given to 'being out' at the University of Cambridge, and individual as well as institutional consequences of LGBTQ+ disclosure and concealment",<sup>16</sup> all to (2) "encourage policy and welfare changes to make universities and other workplaces safer spaces and to keep supporting and enabling resources that already make a difference".<sup>17</sup> In addition to (3) public engagement, with the goal of sensitisation toward LGBTQ+ lives, the study further aimed at (4) securing funds to continue LGBTQ+ inclusion work on a wider scale. As a result, the *Travers Smith lgbtQ+@cam Doctoral Bursary* was created, a scholarship that partially funds my current PhD research, which is a continuation and expansion of this study. We are also fundraising for a chair in LGBTQ+ studies at the University of Cambridge.

Our **methodology** comprised two types of purposive sampling. First, generic purposive sampling with a research flyer to reach a heterogenous group of LGBTQ+ identifying Cambridge students and staff members, followed by snowball sampling halfway through the recruitment to diversify the sample. Based on this, I conducted, audio recorded, transcribed, and thematically analysed 55 semi-structured interviews, including five pilot interviews. Before the start of data collection, I secured ethical

---

13 *lgbtQ+@cam* 2021a: para. 1

14 See: *lgbtQ+@cam* 2020

15 See: *lgbtQ+@cam* 2019

16 *lgbtQ+@cam* 2021b: para. 2

17 *lgbtQ+@cam* 2021b: para. 3

approval from the University of Cambridge and informed consent from each participant. I further employed the member checking of transcripts and direct quotes before publication, to provide participants with enhanced agency over their sensitive narratives and to increase the credibility of the data. Within this publication, all participant names are changed for anonymity reasons. Participants had the option of choosing their own name, a sensitivity strategy to increase control over their data and honour their gender identity and ethnic heritage. For further details on the research design, see our research report.

The study was funded by and conducted within the **University of Cambridge**.<sup>18</sup> Founded in 1209, Cambridge is an elite university, consisting of over 100 departments, faculties, and institutes, 116 libraries, over 500 student led clubs and societies, and 31 Colleges. Moreover, the publishing business Cambridge University Press, the qualification provider Cambridge Assessment, as well as eight museums and a Botanic Garden fall under the Cambridge University umbrella. All of this creates a variety of work and study spaces as well as a unique university structure that shapes participants' experiences. For example, "[s]tudents live, eat and socialise in one of the University's 31 autonomous Colleges".<sup>19</sup> This means that students have normally moved out from their family homes and often experience "family" and "home" within their Colleges. What is further unique to the Oxbridge (Oxford and Cambridge) system, is that "[u]ndergraduates receive College supervisions – small group teaching sessions".<sup>20</sup> The small group teaching arrangements, in addition to an elite university that only accepts a small number of students each year, create a much more personalised learning and lecturing setting in which students as well as supervisors engage. Typically, Cambridge University members can also participate in many formal events (e.g. weekly College formal dinners, gatherings, and May balls) which require certain dress codes that tend to be highly gendered. As became transparent during the interviews, this can complicate LGBTQ+ identity expression and, in addition to the university's "White male upper class" history, can either restrict access altogether or compromise people's sense of belonging.

---

18 Funded by the Department of Sociology and the School of Humanities and Social Sciences.

19 University of Cambridge 2021: para. 2

20 *ibid.*

We can clearly see the latter in the **sample composition**, where Black and Minority Ethnic (BME) voices were underrepresented (11 out of 55 participants identified as non-White), despite my sampling efforts towards making these underrepresented voices heard. The overall sample is further composed of 31 staff members (e.g. academic and academic-related staff members, administrators, librarians, staff members from Cambridge University Press, Cambridge Assessment, and Cambridge Museums) and 24 students (11 undergraduate and 13 postgraduate students). Participants came from 23 disciplines across all six Schools and, in order of frequency, self-identified as gay, bisexual, queer, lesbian, trans, non-binary, pansexual, homosexual, asexual, gender queer, finsexual, and intersex.

To **position myself** (reflexivity), I have several similarities with my participants that were either visible (e.g. being a Cambridge University member) or made transparent to them (e.g. coming out as LGBTQ+ and cis-gendered). All this positioned me as an insider within the organisation and LGBTQ+ community which, I feel, led to increased trust and openness from my participants. This, in turn, enriched the narratives. However, it is possible that my insider status led to participants or me assuming certain knowledge which then did not get shared or probed in the interviews. On the other hand, my insider position helped me to follow up with relevant questions during the interviews. Moreover, being an insider and active member of Cambridge's LGBTQ+ community, I had already established relationships or familiarity with some of my participants. Again, this led to instant trust and openness during the interviews, in addition to a fast recruitment phase. However, my familiarity bore the danger of sympathy biases. To counteract this, I kept a research diary on my interview experiences and methodological decisions. Working within a team also allowed numerous moments of peer debriefing (e.g. regular feedback through team meetings, collaborative writing of the research report). This way, we ensured the analysis is based on participants' lives and the data<sup>21</sup> rather than my biases (confirmability), while also increasing the credibility of the data in having me contextualise quotes and correcting mis- or overinterpretations made by my colleagues. During these peer debriefings, I made sure the data was anonymised. This was particularly important because my colleagues, being active LGBTQ+ Cambridge University members themselves, would have known participants. I therefore ensured that only I had access to identifying

---

21 Helped by my systematic and inductive coding, code-categorisation, and theme development.

information, and I paid special attention to not disclose their participant status at university LGBTQ+ events and informal encounters around my colleagues. Finally, I was a 25-year-old researcher – quite young for this position<sup>22</sup> – and, on top of that, younger looking, as I am often told. I experienced this as an advantage because it helped to equalise the power dynamics between my participants and me. Considering me as a peer, student participants seemed comfortable to talk to me right away, and staff member participants, once they heard that I am a staff member too, also treated me as an equal. For example, I remember one staff member participant assuming that this research is part of a PhD dissertation. After finding out that it is, in fact, a project commissioned by the University of Cambridge, I had the impression he was not only positively surprised – perhaps because of my age – but also more motivated during the interview. Increased motivation maybe because university team projects tend to have greater force and thereby potentially a larger impact on policy changes than degree projects.

## Why LGBTQ+ inclusion matters

To start engaging with the question why LGBTQ+ inclusion within universities matters, I want to introduce Lawrence, a trans man and Cambridge undergraduate student. It has been about three years since the day of our interview. Despite the time that has passed, up to this day, our conversation remains vividly in my mind and heart. He told me:

“Cambridge as an institution is your life for the three years you are here and what everything revolves around here, for better or for worse. And your college and department are your two main institutional spaces you engage with, they are your home base, your centre. And if you didn’t have the kind of feeling of being able to be out and open in your home and in your intellectual space, it would affect everything else and make your three years so much harder here. If

---

22 I was trusted with this position due to my experience with LGBTQ+ research and specialisation on qualitative research methods (e.g. Oxford *MSc Education ‘Research Training’* degree, methodology teaching experience). I was also supported by my wonderful colleagues (listed above) who were always available for feedback and advice.

you have had a hard day for whatever reason, the fact that you are out and feel comfortable in college and department means you can return to those spaces. And if those institutions aren't safe then Cambridge is not safe and that is a big problem for people. It is a terrifying thought for me that people don't have that because it is so, so vital in making sure you are well and healthy, politically and mentally and physically, and actually are able to make the most of your degree and your institution and your time here."<sup>23</sup>

I remember how I felt then. My burning chest, deep feelings of sorrow, of care, of awe. Awe about what Lawrence managed to capture, that could otherwise go unnoticed. As a qualitative researcher there are moments when you know that what you are hearing will become a main quote, because the narrative captures the essence of what you are researching and why you are researching it. This was one of these moments, and all that was left for me to do was to lean back and learn. Lawrence continued:

“From 18 to 21 are formative years and the idea that those would be spent having to suppress huge parts of your identity, when coming to university is the point at which you should be able to say ‘I am making myself and my identity as an adult’ and not being constrained by school and home and the baggage of eighteen years of people knowing you from when you were a baby. Coming to university, it is so important to have that identity formation of your own and not being able to do that and not being able to do that safely in the main institutions within the institution – your college and department – to which you belong is just frankly terrible.”<sup>24</sup>

What characterises both quotes is the special meaning Lawrence gives the space (quote one) and time (quote two) a university represents. For Lawrence – as well as several other student participants – Cambridge with its departmental and College spaces was considered their **home**.

---

23 lgbtQ+@cam 2019: 29

24 lgbtQ+@cam 2019: 35

In addition, Cambridge Colleges advertise themselves as home spaces. For example, in *A Guide to Cambridge Colleges*,<sup>25</sup> a document for postgraduate studies applicants that was published in 2019 by the university, ten Cambridge Colleges introduce themselves as homes (e.g. “feels like home”, “a welcoming and fostering home”, “quickly becomes home”, “College is home”). Two Colleges even refer to themselves as a family (e.g. “feels like a big family”, “become part of its family”). In the 2020 published document *University of Cambridge Undergraduate Prospectus 2021*,<sup>26</sup> eleven Cambridge Colleges use “home” to refer to themselves (e.g. “is home”, “feel at home”, “Dome is Home”, “you’ll come home to a College that”, “can’t imagine a better place to call home”). In these two guides alone, there are sixteen different Cambridge Colleges that portray themselves as families or homes.

This meaning given to and communicated by Cambridge, makes LGBTQ+ inclusion within it even more important.<sup>27</sup> As postgraduate student Olivia said:

“If I couldn’t be out, it would detract from the sense that Cambridge could feel like home. Colleges are always saying ‘This is your home’ so you want to be able to act like it is your home, be open with the person that you love there and express yourself how you want to express yourself.”<sup>28</sup>

But Olivia, alongside some other participants, did not only refer to her College as home. Departments were considered home spaces too. Experiencing the department as an LGBTQ+ inclusive space contributed to Olivia’s sense of safety and comfort to be out and thereby connect with others which, according to her, leads to “feeling at home” within it.

“Being out in the department enables me to have some areas in common and relationships with my colleagues which I wouldn’t be able to have otherwise. Being able to have those conversations makes everyone more comfortable and

---

25 University of Cambridge 2019

26 University of Cambridge 2020

27 As my colleague Hakan Sandal-Wilson kindly pointed out, in addition to LGBTQ+ accepting and affirming spaces, we should think about what other (intersectional) qualities can make Cambridge Colleges feel like home. Accessibility or anti-racist stances, for example.

28 lgbtq+@cam 2019: 35

at home. There is something about being able to breathe slightly more easily when you have people who you can share marginal experiences with. It is freer.”<sup>29</sup>

“Freer” and “able to breathe slightly more easily”. Olivia’s descriptions remind me of those by other participants – undergraduates, postgraduates, and staff members – related to being out within the University of Cambridge. For example, participants spoke of honesty with themselves and openness about themselves with others as “just really a relief”, as “liberating”, as “one less layer of thought”, and thereby “very relaxing”.<sup>30</sup> According to several participants, such feelings linked to experienced comfort and safety to be out positively impacted their **mental health** and **social lives**. Undergraduate student Cara, for example, described:

“Compared to the time before I disclosed myself at Cambridge, being out to the extent I am now makes me feel a lot more comfortable with who I am and confident in myself. I feel more confident walking around and chatting to people than I used to which is really nice.”<sup>31</sup>

What strengthens these findings is that participants commented on the opposite for cases of LGBTQ+ concealment. For instance, participants described feelings of isolation, distancing, loneliness, and difficulty in relation to not being out or not being able to be out to the extent they want, which negatively impacted their social lives. Postgraduate student Ella told me:

“I don’t share my LGBTQ identity with many people which means that being LGBTQ becomes more an identity in an isolating way and less an identity in a collective way. Either you identify ‘with’ or you identify ‘as separate from’ and I feel like I am identifying as ‘separate from’ – separate from straight people.”<sup>32</sup>

---

29 lgbtq+@cam 2019: 30

30 lgbtq+@cam 2019: 29f.

31 lgbtq+@cam 2019: 30

32 lgbtq+@cam 2019: 31

Ella's narrative – which is very much in line with sociological perspectives towards identity regarding (1) sameness and difference<sup>33</sup> and (2) identities being prescribed, performed, played out, and made sense of socially<sup>34</sup> – is particularly disheartening in the context of universities. This is because universities and, as already discussed, Cambridge Colleges are meant to be social spaces. Especially for students, universities should be spaces of encounter, collaboration, and discussion to learn, develop, and grow in, on an intellectual and personal level, socially and safely, as Lawrence partly described above.

Not all university members think of the university in that sense, of course. After all, how a space is experienced and what meaning the space and experience within it is being given, also depends on one's positionality and way of engaging with(in) the space. For example, non-academic staff member participants did not describe Cambridge as their (intellectual) home. Rather, it was considered a space in which they **spend a lot of time** alongside others, which again made LGBTQ+ inclusion important. For example, staff member Victor shared with me:

“My sexuality is not something anyone needs to know on a professional level but on a personal level, I have to see my work colleagues every single day and I want to be myself around them. It is as simple as that. My husband is part of my self, so I want to be able to talk freely about him in the office.”<sup>35</sup>

The time spent with colleagues can form a base for friendships. This was another reason staff member participants, including non-academic staff members, mentioned for the importance of LGBTQ+ inclusive workplaces. Alice said:

---

33 As sociologist Steph Lawler (2014: 10) explains so effectively: “[W]e share common identities – as humans, say, but also, within this, as ‘women’, ‘men’, ‘British’, ‘American’, ‘white’, ‘black’, etc., etc. At the same time, however, there is another aspect of identity, which suggest people’s uniqueness, their difference from others. Western notions of identity rely on these two modes of understanding, so that people are understood as being simultaneously the same and different”.

34 I refer here to the conceptual and methodological legacy of many scholars, including Erving Goffman's work on stigma, Norbert Elias' work on community identities, Judith Butler's work on performativity, and George Herbert Mead's contributions towards the theory of symbolic interactionism, to name just a few.

35 lgbtQ+@cam 2019: 32

“On a personal level, it is really important to me to be out because I don’t think I feel I was having honest relationships with co-workers which often times become friendships, so it would be incredible [sic] restrictive not to be able to disclose myself and I would find it hard to stay in a job where I couldn’t do that. It would be very difficult to build any interpersonal relationship that extended beyond the very coldly professional and I think that would make work quite an unpleasant environment.”<sup>36</sup>

Victor and Alice both speak about LGBTQ+ inclusive workplaces on a personal as well as a professional level, with an emphasis on the “personal level”. Their narratives highlight the social nature of workplaces and thereby demonstrate how the personal and professional intersect.

This focus on the personal is in line with what has been discussed so far. Up until this point, participants’ voices provided insight into why LGBTQ+ inclusive university spaces matter to individuals on a personal level. Based on the data I have discussed thus far, LGBTQ+ inclusion matters because for some (e.g. students, academic-staff members) the university is their intellectual and potentially also physical home, with some individuals – especially (undergraduate) students – engaging with this space at a crucial time of their overall development and with the aim for personal and intellectual growth. But even if the university, as a time and space, is experienced differently, the sheer amount of time spent in it as a workplace, alongside others, makes LGBTQ+ inclusion within it important.

Another main theme within the data answers the question from the “professional level” perspective: Why does LGBTQ+ inclusion matter to universities as businesses? Many participants described positive university experiences linked to LGBTQ+ inclusion, which benefit the university. For example, several staff members told me about their **sense of pride** to be associated with a pro-LGBTQ+ Cambridge University. Whenever I think about this theme, I remember what academic staff member Amber told me in relation to Cambridge’s rainbow flags during LGBT history month in February:

---

36 lgbtq+@cam 2019: 31

“It is nice when the LGBT flags are all up in February. That is a really nice gesture. One thing is to say, ‘Oh we are all equal’ and another thing is to be unashamed as an institution, unashamed of showing that you support this. I don’t identify with institutions very much in general, but I do feel proud of Cambridge when I see the flags, I just feel welcome. It is a feeling of joy and pride of working here, of being part of it and contributing. I am contributing a lot of my time, energy and effort. Of course, it is my job and I get paid but still, the institution benefits from me contributing all that and I prefer to benefit an institution that has a high institutional visibility of supporting LGBT people. It just makes me much happier to contribute what I contribute. I think the more welcome people feel the more they will give to the university.”<sup>37</sup>

As Amber describes here, feeling welcomed with her LGBTQ+ identity through Cambridge’s LGBTQ+ inclusion practices strengthened her sense of organisational belonging which makes her happy to contribute and potentially **happy to contribute more**. With her last sentence – “I think the more welcome people feel the more they will give to the university” – Amber refers to a principle that transcends LGBTQ+ matters. It is a general statement which she links to her LGBTQ+ specific experience. I discovered a similar general principle which plays out LGBTQ+ specifically when I interviewed Erin, an academic-related staff member: being able to be yourself makes one happier and frees up head space, which increases **work focus**.

“Being out in my workplace generally makes me happy and I think if I am happier, I am better at what I do, basically. It is nice to not have to be constantly second guessing yourself or questioning how you will be received. And it frees up a lot of head space and allows me to focus on teaching, on work, on research, on all the things that are actually important, which is excellent. I think not being able to be authentically yourself and not having the freedom to explore what that means, you end up going into a little shell and it is very much a ‘get head down, do the job, clock out, go home’ kind of mentality which is not great. So, I think it is very, very helpful to be in an environment where you can be yourself, whatever that is. Whether that is LGBT identity, whether that is culture, background, language,

---

37 lgbtQ+@cam 2019: 36

religion, anything like that. Having a space that allows you to be yourself without question is incredibly helpful.”<sup>38</sup>

As with Amber, Erin’s principle applies not only to LGBTQ+ individuals. Erin speaks out for the inclusion and celebration of diversity more generally which, in turn, will benefit the university through increased work focus and productivity.

Along these lines, most participants expressed that if they could not be themselves, which, for them, included being openly LGBTQ+, they would **leave the university** or they would not have considered Cambridge in the first place. Olivia, whose narratives we already encountered before, even expressed the potential consequence of having to leave involuntarily – a dropping out of her course – if she could not be openly out as LGBTQ+, due to mental health challenges.

“I am already on intermission for mental health reasons. If concealing was another stressor to add to it, I would probably drop out. It might be easier for other people but for me, like that one extra stressor affecting every part of your life on top of what I am already trying to deal with would I think be too much.”<sup>39</sup>

Once more, the intersection of the personal with the professional becomes apparent. LGBTQ+ inclusion that benefits university members on a personal level can benefit the university professionally through happier, well-functioning, and better performing university members. A lack of LGBTQ+ inclusion can seriously harm the university in the form of wasted potential, time, and money spent on university members whose work is being negatively impacted by a threatened sense of safety, comfort, and focus, or who decide to leave or drop out as a result of it. This argument aligns with other LGBTQ+ inclusion research.<sup>40</sup>

Finally, as discussed above, universities are social spaces in which individuals interact with one another professionally and personally. This means that within this system, LGBTQ+ people’s sense of safety and comfort – or the lack thereof – also impacts the people around them. In this sense, LGBTQ+ inclusion **affects everyone**. For example,

---

38 lgbtq+@cam 2019: 37

39 lgbtq+@cam 2019: 39

40 For example, see Badgett et al. 2013, Hossain et al. 2020 or Pichler et al. 2018.

staff member Lizz told me in our interview how her sense of comfort leads to everyone feeling more comfortable at work:

“Because my employer makes me feel comfortable about being open about being trans-female, the people around me, I get the impression, are more comfortable with it and therefore it makes me even more able to feel comfortable. I certainly think if someone doesn’t have to worry about accidentally really offending someone with the slightest mistake, they are less likely to be funny about it. If people get too defensive, they put other people on the defensive as well, whereas if everyone is just of the opinion ‘Let’s just be comfortable with this’, everyone feels more comfortable.”<sup>41</sup>

Through my interview with academic-related staff member Chloe, it becomes clear that this sense of comfort and safety to be openly oneself is even more important when being in a team leader position.

“Not being out can make one a closed person. When you are a team leader and in a pastoral care position, you need to be an open person. If one is not out, and is hiding something, one can feel that you are not relaxed. This can be picked up by the team subconsciously and therefore the team won’t necessarily open up to you, and you can struggle to build empathetic relationships. This is what I found. So my team is much happier now that I am out and much more relaxed, and much more focused to some extent as well, now that I am out.”<sup>42</sup>

As can be seen in Chloe’s quote, LGBTQ+ inclusive workplaces might not only impact the **work performance** of LGBTQ+ people (in Chloe’s case, being a better team leader) but also the performance of non-LGBTQ+ people. Similarly, though not directly expressed by Lizz, it seems likely that higher levels of comfort within her team would also lead to increased work performance by her colleagues. These narratives provide insights into how LGBTQ+ inclusion can benefit institutions financially – a widely researched topic that is often referred to as a “business case” for LGBTQ+ inclusion.

---

41 lgbtq+@cam 2019: 37

42 lgbtq+@cam 2019: 36

Within recent years, this popular **business case argument** has drawn heavy criticism. Gender and the economy scholar Sarah Kaplan summarises:

“The problems arise because the business case may not actually motivate managers to act, it may be alienating to those for whom the business case is being made, and it may create moral struggles for the people who feel they must make the business case to justify social action.”<sup>43</sup>

Kaplan’s third point – moral struggles – is in line with the position that making a business case for LGBTQ+ inclusion would be less or even unethical. I remember being asked something similar in a Q&A after having presented the study findings. An audience member enquired how I relate to criticism that this research would contribute to a pink-washing of the “Cambridge brand” and thereby diminish my work. I appreciated the question. I also paused to think carefully about how to word my response. I too have felt discomfort with making a business case in the past. Should not be an interest in people’s wellbeing and social justice be reason enough for societal and organisational change? Over the years, I have become more pragmatic. My motivation for this research originates from first-hand experience with this topic and care for my community. It truly pains me to know that in this very moment, individuals are discriminated against, deprived opportunities, and subjected to violence for being LGBTQ+. And I believe that qualitative research, with its capacity to remind audiences that there are “real people” behind the data, can lead to empathy and pass on that sense of care that drives my work. However, I currently<sup>44</sup> believe that if a business case argument will motivate people to implement structural or individual changes that improve the lives of LGBTQ+ individuals, then this – as a starting point – is good enough for me.<sup>45</sup> Besides, once structures are changing and individuals become more

---

43 Kaplan 2020: 1

44 It will be interesting to see where I position myself within the business case debate in the future. I will certainly continue to think about it critically and am interested in constructive debates.

45 My position falls under a grey area within the business case ethics debate. This, because I acknowledge that “irrespective of its motives, the institutionalization of a business case logic for diversity in organizations has allowed people to actively respond to ethical demands for diversity” (Rhodes 2017: 542).

equalised, I believe more moments of encounter are possible, which in turn can lead to empathy and care.

These considerations directly lead to the second main question within this publication: What can be done? Whether it is because we care about people, money, or both, what can we do to make universities more LGBTQ+ inclusive?

## What we can do

I identified three main factors that contributed to participants' sense of comfort to disclose their LGBTQ+ identity within the university, if they desired to do so. They are: (1) LGBTQ+ visibility of others, (2) organisational symbols and signs of support, and (3) intellectual relevance. If we want to create more LGBTQ+ inclusive universities, I suggest starting there.<sup>46</sup> I will finish this sub-chapter with a discussion of (4) identity specific inclusion practices.

Of course, these findings are based on a group of LGBTQ+ identifying Cambridge University members. The expressed experiences and needs of my participants might not cover those of all LGBTQ+ individuals at Cambridge and beyond. After all, my suggestions are based on trends within the data. These trends, however, can be proportioned – strengthened or weakened – when positioned within wider LGBTQ+ inclusion discourses. For this reason, I will put the suggestions in a dialogue with other LGBTQ+ inclusion research and organisational practices.

(1) The first LGBTQ+ inclusion factor is **LGBTQ+ visibility of others**. As most participants, coming from all participant groups, told me, the outness of people around them – for example colleagues, academics (let us remember Eddie's introductory quote), students, staff members, and especially staff members occupying positions of power such as heads of departments, faculties, or Colleges – contributed to them feeling more comfortable and safer to be out as well. This, because other people's LGBTQ+ visibility demonstrated acceptance and safety within this space, provided

---

<sup>46</sup> While bearing in mind that needs are complex and sometimes contradictory. Thus, I consider it important to keep some sense of flexibility and allowing individuals a say in the creation of organisational policies or practices.

solidarity in numbers, and contributed to them feeling they are not the only one.<sup>47</sup> Academic-related staff member Drew illustrates this theme perfectly:

“The fact that there are LGBT members of staff around, who are open and out, helps to make me feel more comfortable to disclose my own LGBT status. This is because there are people that are showing that you can disclose and nothing bad will happen. It also shows you have got people that you can go to and speak to.”<sup>48</sup>

It is precisely this demonstration of safety and an encouragement to be oneself that Avery, a former head of department, was aiming for through being out.

“I think within a head of the department role, you have the responsibility to create a department in which people can be themselves. I very much believe in leading by example and disclosing myself is part of the example.”<sup>49</sup>

LGBTQ+ visibility of others is also a very commonly suggested and implemented LGBTQ+ inclusion practice outside of the ‘Out at Cambridge’ study. Ways to increase LGBTQ+ visibility are **LGBT employee networks**<sup>50</sup> or, as the equivalent for students, having **LGBTQ+ student societies and representatives**. At the University of Cambridge, multiple LGBTQ+ student groups exist and most Colleges have designated LGBTQ+ student body officers. Moreover, many universities – to name some UK universities: Glasgow, Greenwich, Leeds, Sheffield, St Andrews, Oxford, Warwick, York, Queen Mary (London) – implemented a **role model scheme** where LGBTQ+ identifying university members, especially members in positions of power, volunteer to make their LGBTQ+ identities visible on websites and email signatures. We are currently implementing something similar at Cambridge’s collegial and departmental level. Despite or rather precisely because of the popularity of this LGBTQ+ inclusion practice, I consider it of utmost importance to **not expect and pressure** individuals into a role

---

47 For a more detailed explanation of these themes, see lgbtQ+@cam 2019: 19.

48 lgbtQ+@cam 2019: 18

49 *ibid.*

50 Colgan et al. 2012; Mcfadden/Crowley-Henry 2018.

model position. Some university settings are simply not LGBTQ+ inclusive enough yet for it to be safe or comfortable to make the first step. And even if the setting is in parts LGBTQ+ inclusive, there is often emotional labour linked to being a visible representative of the community, on top of the labour linked to navigating coming outs<sup>51</sup> in the first place. Several participants talked about this labour when describing other people's expectation of soothing them after heteronormative assumptions about their relationship constellation or other people's expectation to educate them on LGBTQ+ terminology, experiences, and political correctness. In our interview, postgraduate student Parker and I talked in detail about the labour linked to being a representative.

"I don't know whether I want to do the work of educating people because at the end of the day they get to go away and don't think about that conversation for the rest of the day, carry on with their work and do what they need to do. And depending how that conversation goes, I leave feeling exhausted or angry or upset and then I cannot get what I need to do done. So, in a way I think that labour that is expected of you when you are representative is making the whole university experience even more difficult for marginalised individuals and communities when it is hard enough as it is."<sup>52</sup>

This labour linked to being visibly LGBTQ+ impacted Parker's decision not to come out as gender queer within Cambridge University settings.

"I feel like I made a considered decision to not go through that process of coming out again because I am not willing to invest the energy into it, given that I won't be in this space in three months. It is more like a strategy of self-preservation and I think there can be pride in that too. You shouldn't feel an obligation to be out all of the time if you feel it is detrimental to your wellbeing or to your own work because I think people who aren't marginalised don't realise how much

---

51 I purposefully use the plural here. Within our heteronormative and cisnormative society, LGBTQ+ individuals constantly have to come out; one is considered heterosexual and cis-gendered unless/until one comes out.

52 [lgbtQ+@cam](https://lgbtq+.cam.ac.uk/) 2019: 42

energy marginalised communities and folk have to invest in being visible but not too visible, being safe, making sure you feel comfortable, and negotiating all of the micro-aggressions and conflicts that you encounter every day.”<sup>53</sup>

Parker speaks of concealment as a self-preservation strategy and, as coming out is often considered, an act of pride. These quotes challenge the dominant discourse around coming out, namely outness as the “ultimate goal” and the only way to be one’s “true self” and a “proud and good gay”. And it certainly complicates LGBTQ+ visibility as an inclusion practice. Because on the one hand, LGBTQ+ visibility can contribute to achieving a state in which LGBTQ+ identities are no longer considered odd or unusual, even when still being a minority group. On the other hand, can we expect already marginalised and therefore disadvantaged and more vulnerable people to do this labour? But then again, without this labour, which leads to a changing of norms and meaning given to being LGBTQ+, how can we achieve LGBTQ+ inclusion? As undergraduate student Becky said about other people being out as intersex, especially in the context of not feeling safe enough to do this labour herself:

“I am very grateful for people who choose to live outside of that invisibility, people who disclose they’re being intersex. I think it’s really, really brave and really vital as well. It’s almost, not necessarily that they are doing it for the rest of us but it’s so great that someone does disclose for those who can’t feel like they can be completely open, so I really, really admire it.”<sup>54</sup>

After I probed the word “brave”, Becky added:

“To be open about being intersex, you make yourself vulnerable to people’s abuse or people’s negative reactions. I suppose that’s what I mean with ‘brave’, to know that you might come up against people who do not behave very nicely about it and to do it anyway.”<sup>55</sup>

---

53 lgbtq+@cam 2019: 43

54 *ibid.*

55 *ibid.*

Her clarification gives a sense of what it means to be a representative within a context where LGBTQ+ inclusion is needed, but in which lack of inclusion makes visibility neither safe nor desirable.

Finally, not only the act but also the sheer wish for LGBTQ+ visibility and representation can speak for a position of privilege. Last week, when I contacted Eddie about her quote on having had dinner with older lesbians (see introduction) she wrote: “It’s ... funny to read things I said a few years ago – I wonder if you interviewed me now if you’d get a much more cynical quote!”. I asked her what happened. Referring to her trans friends’ experiences of violence, she replied:

“I still think representation is valuable, especially to LGBT people in the first few years after they ‘come out’ or start to identify in particular ways, but I guess I have become more aware of the fact that many members of our communities face far more acute issues regarding things like immediate safety or housing. Although I definitely did have concerns about my safety at 19, I didn’t face the levels of violence and harassment that are standard for my friends who are more visibly gender non-conforming than myself, including in Cambridge. I couldn’t picture what my future could look like as a lesbian, and representation helped with that. But I felt safe enough to take for granted the fact that I had a future – and one that might include dinners in nice houses. ... [V]isibly gender non-conforming people, particularly those who are trans women and/or BME, face extraordinary levels of violence daily in some parts of the world, including in the UK, such that their futures often can’t be taken for granted.”<sup>56</sup>

“I felt safe enough to take for granted the fact that I had a future”. Eddy’s words still get under my skin. Her email illustrates what was discussed earlier: not all LGBTQ+ identity experiences are the same because not all LGBTQ+ sub-identities are given the same meaning. Some are much more stigmatised, vulnerable, and one might even say “acceptable”<sup>57</sup> than others. And based on where one finds oneself on that scale,

---

56 Eddie consented to the anonymised and slightly edited sharing of this email conversation. Thank you, Eddie!

57 I believe that in our current Western society, there are more “acceptable” LGBTQ+ identities (e.g. White married gay man) and “less acceptable” identities (e.g. non-binary, trans identities).

or on intersectional axes of marginalisation,<sup>58</sup> different needs are on the forefront of one's mind. LGBTQ+ visibility and representation is important, but only if one's life is not at risk first.

I suggest the following additional practices to deal with the addressed complexities around "LGBTQ+ visibility of others" as an inclusion practice. First, **protecting LGBTQ+ individuals** through legislative and organisational policies so it is safe for them to be visible if they want to. Second, **compensating the additional labour** linked to being a diversity champion as well as, third, offering **organisational LGBTQ+ diversity and equality training** to reduce the amount of additional labour. Finally, implementing symbols and signs of support on an organisational level so people feel comfortable to be visible, especially if they are the first openly out LGBTQ+ individual within a setting. The latter will be discussed now.

(2) **Organisational<sup>59</sup> symbols and signs of support** also addresses visibility, but not in terms of visibility of being LGBTQ+ oneself. Instead, visibility of being pro-LGBTQ+ as an organisation and as a non-LGBTQ+ identifying member (allyship). This concept was already mentioned by Amber above when she said:

"It is nice when the LGBT flags are all up in February. That is a really nice gesture. One thing is to say, 'Oh we are all equal' and another thing is to be unashamed as an institution, unashamed of showing that you support this."<sup>60</sup>

Demonstrating not being ashamed, in other words LGBTQ+ pride, and showing LGBTQ+ support can be achieved in many ways. Some of the practices that made a difference to my participants were: rainbow flags during LGBT history month, LGBTQ+ safe space posters in academic offices, rainbow flag pin batches, LGBTQ+ events<sup>61</sup>, LGBTQ+ research within the university, LGBTQ+ supportive posts and tweets on University of Cambridge social media accounts, pronouns put into email signatures

---

58 For a core reading on intersectionality see Crenshaw 1991.

59 Strictly speaking, universities are educational organisations, not institutions as many participants referred to them in colloquial speech. To stay close to participants' words, I used the term "institution" within the research report. But in this publication – where I engage with LGBTQ+ inclusion specific jargon – I will use the technical term and refer to the following data as "organisational symbols and signs of support".

60 lgbtq+@cam 2019: 36

61 Even if not attending, just knowing these events exist "symbolise[d] greater recognition and acceptance" (lgbtq+@cam 2019: 21) for a postgraduate student participant.

(which can be very important to trans individuals as discussed later), LGBTQ+ religious services, and LGBTQ+ initiatives such as lgbtQ+@cam which organises LGBTQ+ events throughout the year and commissions LGBTQ+ research.

Many other universities are implementing similar LGBTQ+ inclusion practices that fall under the category of “organisational symbols and signs of support”. For example, the “You are welcome here” **sticker campaign** is popular within U.S. higher education and enacted at Brown, MIT, and Yale, to name just a few. Further, UK universities such as Brighton, Bristol, Cambridge, Edinburgh, Liverpool, Oxford, Oxford Brookes, Sheffield, Newcastle, and many more provide (mostly free) **rainbow lanyards** which include the university logo.

It is important, however, that these expressions are authentic. For example, some participants were sensitive to whether these symbols and signs of support are genuine or tokenistic. For example, postgraduate student Robert said:

“Just having your research flyer in the department and having this study – that in itself makes me feel more comfortable to be out. Because it is something that people are taking seriously, and people are talking about. It really is great to know that there is serious, in-depth consideration of the LGBTQ+ community at the university level rather than simple pinkwashing.”<sup>62</sup>

Organisational symbols and signs of support – ideally coming from a focus on improving individuals’ lives rather than the organisational image – do matter, especially in a context in which being LGBTQ+ is still marginalised. Postgraduate student Kate explained this beautifully in our interview:

“As an institution, the university is quite good at putting out visible symbols with all the flags that have been up and stuff like that. That is really nice. Because we live in a society where LGBTQ people are marginalised, there is more need to be explicit that you are okay with LGBTQ and that you want to celebrate it because the overall context is that there is still a degree of marginalisation. In that sense, silence about LGBTQ is never good. You can’t just assume that people will feel comfortable if you say nothing. So probably, if your institution or

---

62 lgbtQ+@cam 2019: 21

department is saying nothing about LGBTQ, people are going to assume that it is because you think it should not be talked about or you think it is something that is inappropriate to discuss. So I think there is a need to encourage people to feel comfortable and not assuming that people will feel comfortable without that.”<sup>63</sup>

Kate’s words really get to me. Every time. Still. Her words emphasise the importance of being proactive as an organisation, as a university, as a workplace. But ultimately, it is the people at Cambridge University that make it Cambridge, people who push for that visibility, people who get proactive in creating events, putting up rainbow flags, and fighting for that visibility if they are being pushed back.<sup>64</sup> While acknowledging the importance of organisational proactivity, I also want to emphasise the importance of individual proactivity. In my mind, passing LGBTQ+ proactivity on to the organisation – saying “the university should deal with it” – can bear dangers. Because it makes us forget that we are, in fact, the university and that LGBTQ+ inclusion starts on an individual level. As academic-related staff member Erin, whom we met earlier, said:

“It’s the people who make all the difference. It’s people who, even if they are not themselves LGBT, they get it and they are visible in their support. It is the tiny, little gestures such as putting your pronouns in your email signature or wearing a little pin badge with the rainbow flag on it for the start of February. It’s those little tiny gestures that actually make a huge difference, because they make you feel safe.”<sup>65</sup>

(3) The third main LGBTQ+ inclusion factor is **intellectual relevance**. Based on the earlier discussion that “university” does not mean the same for all its members, this factor is academic-specific and grounded in data from student and academic staff member participants only. The factor refers to LGBTQ+ topics and perspectives being given intellectual relevance within professional university settings, for example

---

63 lgbtq+@cam 2019: 22

64 Up until this year, many students challenged Cambridge Colleges for not putting up rainbow flags during LGBT history month (see: Meng 2020) and protested against rainbow flag bans in student halls (see: Turner 2021).

65 lgbtq+@cam 2019: 21

through **LGBTQ+ inclusive curricula** or **LGBTQ+ research**. To illustrate, I want to share the experiences of two students that could not have been more different. Kai, a postgraduate student, was negatively impacted by his LGBTQ+ exclusive curricula.

“I feel it is inappropriate to disclose my sexual identity in the department, for sure. I want people to talk about it or discuss how it affects how we are looking at certain material or how we are engaging with theory but that is not part of the conversation. Part of it is the curriculum and our syllabus and the way we are teaching things. We almost don’t talk about any LGBTQ issues at all and I feel like ‘Oh, maybe this is just not relevant to my discipline’ even though I know it is. The way that theory and material is taught and presented to us is done so in a way where I feel like my gayness has no place here.”<sup>66</sup>

On the other hand, it is LGBTQ+ inclusive teaching and departmental LGBTQ+ research representation that contributed to Mia enjoying her undergraduate degree so deeply.

“Part of the reason why I love my subject is because I can explicitly address LGBTQ+ topics. LGBTQ+ is something that I care about but it is not just something that I care about in my personal life, it is something that I can develop academically. And to realise that this interest is shared by a lot of people in my department is something that is really great, that definitely contributed to me being comfortable to disclose myself.”<sup>67</sup>

What stands out to me is Mia’s first sentence in which she describes that LGBTQ+ is not only something she cares about in her “personal life” but something she can “develop academically”. Similarly, academic staff member Quinn told me in our interview:

“I feel comfortable to disclose myself in my department because there is academic work around LGBTQ+ topics, so it feels it is not just like ‘That’s your

---

66 lgbtQ+@cam 2019: 23

67 lgbtQ+@cam 2019: 24

personal life and this is your professional life' but it is part of what we do, it is part of our research."<sup>68</sup>

Mia and Quinn's narratives both mention the personal and professional, a reoccurring theme that was already addressed in relation to why LGBTQ+ inclusion matters. Being able to incorporate the personal in a professional setting through experiencing their LGBTQ+ identities being given intellectual relevance, contributed to both participants feeling more comfortable to be themselves.

In sum, LGBTQ+ inclusive curricula and LGBTQ+ research mattered to students as well as academic staff members. Students appreciated and, if not available, missed the opportunity to research, read, and write about LGBTQ+ topics and to see this personal interest being given professional meaning by the research areas of academic staff members around them. Lecturers, in turn, felt more comfortable to be out if they were teaching openly out LGBTQ+ students or if their course topic made it relevant (e.g. researching and teaching on queer theory, sexuality, gender, sexual health). For example, academic staff member Matt said:

"I remember that I was consciously out in class because I knew that the class was about LGBTQ+ topics. I don't know what it would be like if I was teaching other disciplines. Maybe it would somehow be less relevant to disclose myself then."<sup>69</sup>

In contrast to STEM, in the humanities and social sciences, LGBTQ+ topics and perspectives tend to be more established and considered relevant within their fields. **LGBTQ+ STEM** initiatives try to catch up in visibly celebrating the research and academic lives of LGBTQ+ scientists (e.g. see "500 Queer Scientists", "Pride in STEM", "Proud Science Alliance", "LGBTQ+ Advocacy in STEM" and many university specific campaigns). At lgbtQ+@cam, we created a 'Queer(y)ing the curriculum' video series<sup>70</sup> where academics, including scientists, share their thoughts on how to make curriculums more LGBTQ+ inclusive.

---

68 *ibid.*

69 *ibid.*

70 lgbtQ+@cam 2021c

(4) At last, I want to point towards **identity specific inclusion practices**. As discussed within the terminology section at the beginning, not all LGBTQ+ identities refer to the same social category of difference (e.g. sexuality, gender). With that, some LGBTQ+ sub-identities play out differently than others in social and professional settings, in addition to being more stigmatised than others. I dedicate this final section to trans-specific experiences and inclusion practices.

There are several factors that contributed to trans identifying participants' unique LGBTQ+ experiences. First, their LGBTQ+ identity relates to gender, not sexuality. This made their LGBTQ+ identity more professionally relevant. Let us remember staff member Victor's earlier statement: "My sexuality is not something anyone needs to know on a professional level".<sup>71</sup> Gender, on the other hand, is something others need to know professionally. Academic staff member Blake illustrates this by saying:

"Being bisexual has never been a big part of my identity because it doesn't have to be. However, I need to be gendered correctly, so my gender has to be part of my professional life."<sup>72</sup>

What is particularly interesting here is Blake's comparison of two LGBTQ+ identities – one linked to sexuality (bisexuality) and the other linked to gender (trans) – that play out differently. This is not to say that sexuality cannot be intellectually and thus professionally relevant, as just discussed. However, gender does not need to be made professionally relevant, it already is. What makes gender naturally relevant for any social setting, is its fundamental role for shaping social interaction and treatment, as undergraduate student Dawn points out:

"Gender is very relevant. Even at the basic level, pronouns are a thing that are always at play and that are probably one of the most important things to me in terms of my social treatment."<sup>73</sup>

---

71 lgbtQ+@cam 2019: 32

72 lgbtQ+@cam 2019: 27

73 ibid.

Most importantly, though, **gender identifications and pronouns should never be assumed**. This, because some individuals might not “pass” as their gender, meaning that strangers’ assumptions regarding their gender is not in line with their actual gender identification or pronouns. An important and increasingly popular trans inclusion practice, then, is to normalise **asking for and sharing pronouns**, for example through including them in email signatures or introduction rounds.<sup>74</sup> It is a trans inclusion practice that can and should be implemented by everyone, regardless of one’s gender identification background, to not further single out trans individuals and to communicate trans awareness and safety. Erin, a trans identifying academic-related staff member from earlier, summarises:

“Whatever your gender identity, putting your pronouns into your email signature helps normalise gender diversity and then therefore makes people who are non-binary or trans feel safer.”<sup>75</sup>

Trans inclusion practices<sup>76</sup> are of utmost importance because, on top of often being more stigmatised than other LGBTQ+ identities,<sup>77</sup> many trans identifying individuals do not have the choice to conceal their trans identity. This was also apparent within the ‘Out at Cambridge’ study where some participants described involuntary LGBTQ+ visibility due to not passing as their identified gender or because of their gender-neutral pronouns (e.g. they/them), which ultimately outed them. Without an option of concealing their LGBTQ+ identity, coming out was not considered a choice. For example, academic staff member Hannah told me:

“The word disclosure doesn’t feel quite right because disclosure implies choice, this moment where you are like ‘Shall I tell people I am trans?’ I don’t have this choice. ... I don’t have that option. I don’t think I will pass ever. I think I am readable as LGBT and I don’t feel like I have any control. There is no decision

---

74 For example: “Hello, my name is Elisabeth. My pronouns are she/her”.

75 lgbtq+@cam 2019: 45

76 Another important trans inclusion practice mentioned by a student participant is gender-neutral toilets.

77 To name one out of many empirical examples, see Bachmann and Gooch (2018). The disproportionate stigmatisation and vulnerability of trans individuals was also illustrated in Eddy’s email, discussed earlier.

to make, there is no point where I am like “Shall I disclose some kind of queer status?” because I think it is just readable.”<sup>78</sup>

This lack of choice can put already disproportionately vulnerable individuals in an even more vulnerable position.

## Conclusion

To summarise, data from the ‘Out at Cambridge’ study suggests that **LGBTQ+ inclusion at universities matters** because the university is a social space in which individuals spend numerous hours to live, sleep, eat, socialise, learn, grow, challenge themselves, establish themselves, reinvent themselves, or simply to earn a living. This time is mostly spent around others, which means that how people feel, behave, and are treated also impacts the people around them. It is the responsibility of a university to ensure all its members are safe and well, something that will also positively benefit the university as a business in return.

One of the most important LGBTQ+ inclusion practices that can be implemented to make university members feel safer and more comfortable is **LGBTQ+ visibility**, which is two-dimensional. First, visibility about being LGBTQ+ oneself (LGBTQ+ visibility of others) and second, visibility about being pro-LGBTQ+ as an organisation and as a non-LGBTQ+ identifying individual (organisational symbols and signs of support, allyship). However, the former – taking on a role model function through being openly LGBTQ+ – should by no means be expected or pressured. And even if individuals volunteer for a diversity champion position, it is important to organisationally acknowledge and reduce the additional labour linked to it.

Further, LGBTQ+ identities referring to sexuality can be made more **professionally relevant** within academic settings – which can increase comfort and safety – through LGBTQ+ inclusive curricula and research (intellectual relevance). By contrast, LGBTQ+ identities that refer to gender already hold professional relevance. Trans specific inclusion practices, such as normalising the sharing of pronouns instead of assuming them, can support individuals in navigating these non-normative identities related

---

78 lgbtQ+@cam 2019: 26

to gender, which not only tend to be more stigmatised but also more visible. These **identity specific inclusion practices** are of particular importance because involuntary LGBTQ+ visibility can deprive moments of choice around coming out and make trans individuals even more vulnerable.

Personally, I believe that trans visibility – whether voluntary or not, desired or not – will remain, unless profound changes occur in how people construct and perform gender. So long as binary classifications of gender remain operative, for example the belief that humans are born as either boys or girls – clearly distinguishable – who then turn into men and women, people will probably continue to notice identifiers of difference regarding gender and thus sexuality. Moreover, LGBTQ+ individuals might continue to be a minority group, who therefore continue to come out. Of utmost importance, then, is the implementation of practices that do not single out people with visible differences. **My hope for LGBTQ+ inclusion** – within universities and society at large – is that we develop and structurally embed frameworks around gender and sexuality that are elastic enough to allow flexibility, that value diversity, and that require mutual kindness and respect.

## Acknowledgements

I want to thank my participants. Your openness, trust, and time makes research and publications like this one possible. Without you, I could not do this important work. I hope I did your stories justice. They deserve to be heard, understood, shared, valued, and learned from.

My deep gratitude also goes to my following colleagues whose feedback on this publication and support during the research was as helpful as it was generous: Sarah Franklin, Marcin Smietana, Robert Pralat, Heather Stallard, Shelly Harder, Hakan Sandal-Wilson, Naoise Murphy, and Zoe Nunn. I deeply appreciate all of you.

Special thanks also to Travers Smith Law Firm and Mr. Daniel Gerring in particular. Thank you for your financial support regarding our research report and my doctoral bursary to continue this research.

And finally, thank you to everyone else who helped making the ‘Out at Cambridge’ study possible and who gave me a platform to share these findings. The latter includes colleagues from the Research Platform Center Interdisciplinary Gender Studies (CGI)

at the University of Innsbruck. Thank you for making me part of your gender lecture series and book publication.

## References

- Bachmann, C. L./Gooch, B. (2018): "LGBT in Britain: University Report". In: [https://www.stonewall.org.uk/sites/default/files/lgbt\\_in\\_britain\\_universities\\_report.pdf](https://www.stonewall.org.uk/sites/default/files/lgbt_in_britain_universities_report.pdf) (13.01.2022).
- Badgett, M. V. L./Durso, L. E/Mallory, C./Kastanis, A. (2013): "The Business Impact of LGBT-Supportive Workplace Policies". In: <https://escholarship.org/uc/item/3vt6t9zx> (13.01.2022).
- Colgan, F/McKearney, A./Brook, P. (2012): "Visibility and voice in organisations: Lesbian, gay, bisexual and transgendered employee networks". In: *Equality, Diversity and Inclusion*, 31/4, 359-378.
- Crenshaw, K. (1991): "Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color". In: *Stanford Law Review*, 43/6, 1241-99.
- Ferdman, B. M. (2014): "The Practice of Inclusion in Diverse Organizations: Toward a Systemic and Inclusive Framework". Ferdman, B. M./Deane, B. R. (Eds.): *Diversity at Work: The Practice of Inclusion*. San Francisco: John Wiley & Sons, Incorporated, 3-54.
- Griffiths, M. (2015): "Inclusion". Wallace, S. (Ed.): *A Dictionary of Education*. 2nd edition. Open University Press.
- Hossain, M./Atif, M./Ahmed, A./Mia, L. (2020): "Do LGBT Workplace Diversity Policies Create Value for Firms? ". In: *Journal of Business Ethics*, 167/4, 775-791.
- Kaplan, S. (2020): "Beyond the Business Case for Social Responsibility". In: *Academy of Management Discoveries*, 6/1, 1-4.
- Lawler, S. (2014): *Identity. Sociological Perspectives*. 2nd edition. Polity Press.
- lgbtQ+@cam. (2019): "Out at Cambridge: Why LGBTQ+ disclosure matters to individuals and institutions". In: [https://www.lgbtq.sociology.cam.ac.uk/system/files/documents/copy\\_of\\_out-at-cambridge.pdf](https://www.lgbtq.sociology.cam.ac.uk/system/files/documents/copy_of_out-at-cambridge.pdf) (28.01.2022)
- lgbtQ+@cam. (2020): "*Out at Cambridge*". In: [https://www.youtube.com/playlist?list=PL8I7NPx5qCcmYKNhQy0AHb\\_H1qMELACtS](https://www.youtube.com/playlist?list=PL8I7NPx5qCcmYKNhQy0AHb_H1qMELACtS) (13.01.2020).
- lgbtQ+@cam. (2021a): "Welcome to Q+". In: <https://www.lgbtq.sociology.cam.ac.uk/> (13.01.2022).

- lgbtQ+@cam. (2021b): "Out at Cambridge". In: <https://www.lgbtq.sociology.cam.ac.uk/projects/out-at-cambridge> (13.01.2022).
- lgbtQ+@cam. (2021c): "Queer(y)ing the Curriculum". <https://www.lgbtq.sociology.cam.ac.uk/projects/queer-y-ing-the-curriculum> (13.01.2022).
- McFadden, C./Crowley-Henry, M. (2018): "'My People': The potential of LGBT employee networks in reducing stigmatization and providing voice". In: *The International Journal of Human Resource Management*, 29/5, 1056-1081.
- Meng, Y. (2020, February 26): "Clare students fly LGBT+ pride flag in defiance of College decision". In: <https://www.varsity.co.uk/news/18828> (13.01.2022).
- Oxford English Dictionary. (2021): "coming out". In: <https://www.oed.com/view/Entry/416963?rskey=qgMK5K> (13.01.2022).
- Pichler, S./Blazovich, J. L./Cook, K. A./Huston, J. M./Strawser, W. R. (2018): "Do LGBT-supportive corporate policies enhance firm performance?". In: *Human Resource Management*, 57/1, 263-278.
- Rhodes, C. (2017): "Ethical Praxis and the Business Case for LGBT Diversity: Political Insights from Judith Butler and Emmanuel Levinas: Ethical Praxis and the Business Case for LGBT Diversity". In: *Gender, Work, and Organization*, 24/5, 533-546.
- Rubin, G. (1984): "Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality". Vance, C. (Ed.): *Pleasure and Danger*. Boston: Routledge & K. Paul, 267-319.
- Sandler, E. T. (2022): "An overview of coming out research: Introducing a three-lens typology". In: *Sociology Compass*, e12958, 1-48. <https://doi.org/10.1111/soc4.12958>
- Scott, D. T. (2018): "'Coming out of the closet' – examining a metaphor". In: *Annals of the International Communication Association*, 42/3, 145-154.
- Turner, C. (2021, April 23): "Cambridge college bans flags in student halls". In: <https://www.telegraph.co.uk/news/2021/04/22/cambridge-college-bans-lgbt-flags-student-halls/> (13.01.2022).
- University of Cambridge. (2019): "A Guide to Cambridge Colleges". In: [https://www.postgraduate.study.cam.ac.uk/files/college\\_fact\\_files\\_2019\\_0.pdf](https://www.postgraduate.study.cam.ac.uk/files/college_fact_files_2019_0.pdf) (13.01.2022).
- University of Cambridge. (2020): "University of Cambridge Undergraduate Prospectus 2021". In: [https://issuu.com/caowebeditor/docs/uoc\\_prospectus\\_2021](https://issuu.com/caowebeditor/docs/uoc_prospectus_2021) (13.01.2022).
- University of Cambridge. (2021): "Colleges and Departments". In: <https://www.cam.ac.uk/colleges-and-departments?ucam-ref=home-menu> (13.01.2022).

## Autor\*innen

---

MICHELLE COTTIER ist ordentliche Professorin für Zivilrecht an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät und Direktorin des *Centre d'étude, de technique et d'évaluation législatives* (CETEL) an der Universität Genf. Sie lehrt und forscht in den Bereichen Personen- und Familienrecht, Kinderrechte, Rechtssoziologie und Legal Gender Studies. Cottier ist Mitherausgeberin der Zeitschrift „Die Praxis des Familienrechts FamPra.ch“ und der „Zeitschrift für Rechtssoziologie“. Von 2019 bis 2021 war sie Mitglied der vom Schweizer Bundesamt für Justiz eingesetzten Expert-inn-engruppe zur Reform des Abstammungsrechts.

LEONHARD DOBUSCH, Betriebswirt und Jurist, forscht als Professor für Organisation an der Universität Innsbruck zu organisationaler Offenheit und dem Management digitaler Gemeinschaften. Er ist Mitgründer der Konferenzreihe „Momentum“ sowie des Momentum Instituts, Mitglied des ZDF-Fernsehrats und bloggt regelmäßig bei netzpolitik.org. Zu seinen aktuellen Publikationen zählt z.B. „Striving for societal impact as an early-career researcher: Reflections on five common concerns. In: Research in the Sociology of Organizations 79, 239–255“ (2022; gem. mit S. Friesike und M. Heimstädt).

ILONA HORWATH ist Juniorprofessorin für Technik und Diversität an der Fakultät für Maschinenbau der Universität Paderborn. Die Soziologin forscht an den Schnittflächen von Technik und Gesellschaft mit Ansätzen der Sozialwissenschaften, der Organisations- und Geschlechterforschung, der Science & Technology Studies sowie im Bereich der inter- und transdisziplinären Technikentwicklung. Seit 2021 ist sie als Projektleiterin im TRR 318 „Constructing Explainability“ tätig (gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG: TRR 318/1 2021 – 438445824).

GUNDULA LUDWIG ist Politikwissenschaftlerin, Professorin für Sozialwissenschaftliche Theorien der Geschlechterverhältnisse und Leiterin des Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck (CGI) an der Universität Innsbruck. Ihre aktuellen Arbeitsschwerpunkte sind queer-feministische Staats-, Macht-, Demokratie- und Gesellschaftstheorien, Bio- und Körperpolitiken, Medizingeschichte, Theorien der Subjektivierung, Rechtspopulismus und Autoritarisierung. Sie ist Mitherausgeberin der „Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft“.

CLAUDIA OPITZ-BELAKHAL ist Professorin für Neuere Geschichte an der Universität Basel. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte liegen in der Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit, insbesondere in der Familien- und Emotionengeschichte, in der Theorie und Methodologie der Geschlechtergeschichte sowie in der Geschichte der politischen Theorie und Praxis von der Renaissance bis zur Französischen Revolution. Ihre jüngsten Publikationen sind u.a. „Im Reich der Leidenschaften. Montesquieu politische Anthropologie“ (Frankfurt am Main 2021) und (zus. mit Ingrid Bauer u. Christa Hämmerle) „Politik – Theorie – Erfahrung. 30 Jahre feministische Geschichtswissenschaft im Gespräch“ (Göttingen 2020).

ELISABETH T. SANDLER (Department of Sociology, University of Cambridge) war Vollzeitforscherin in der „Out at Cambridge“-Studie. Nach ihrem Studium der Erziehungswissenschaften an der Universität Innsbruck studierte sie Methodologie und Forschungsmethoden an der Universität Oxford [MSc Education (Research Training)] und Reproduktionssoziologie an der Universität Cambridge (MPhil Sociology of Reproduction), mit Forschungsschwerpunkten in LGBTQ+, Gender und Sexuality Studies. Ihr Doktorat in Soziologie an der Universität Cambridge ist eine Weiterführung der „Out at Cambridge“-Studie.

Die INNSBRUCKER GENDER LECTURES verstehen sich als Diskussionsforum, das den Mitgliedern des Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck (CGI) und interessierten Genderforscher\*innen ermöglicht, brisante Themen in den Blick zu nehmen, unter geschlechterkritischer Perspektive zu diskutieren und sich über theoretische Grundlagen der inter- und multidisziplinären Geschlechterforschung auszutauschen.

Mit Beiträgen von Gundula Ludwig, Michelle Cottier, Leonhard Dobusch, Ilona Horwath, Claudia Opitz-Belakhal und Elisabeth T. Sandler.

